

Zweite Auflage.

Blaue Novellen.

Carl Baron Torresani's Werke.

Die Juckercomtesse.

Roman.

Dritte Auflage.

— Preis brosch. 3 M, eleg. geb. 4 M. —

Berliner Neueste Nachrichten. Den echten humoristischen Roman kennen wir in Deutschland so gut wie gar nicht, wenigstens nicht in moderner Zeit.

Um so eigenartiger und willkommener muß jedem Freunde einer poetischen Frohnatur der neueste Roman des Oesterreichers Torresani erscheinen, ein Buch, das man lieb haben muß, sobald man nur die ersten Seiten gelesen hat, so kerngesund und frisch, so warmblütig und vollsaftig, so überquellend von sieghaftem Humor und gemütlicher Laune! (Folgt ein Auszug des Inhaltes.) Diese ganze Geschichte aber wird uns in einer so köstlichen, faltenlosen, prallen Art und Weise erzählt, ist so durchwürzt von gewinnendem, lachendem, pointenreichem Humor, so überreich ausgestattet mit den ergötzlichsten, oft zum Schreien komischen Nebenfiguren und Episoden, daß man geneigt ist, das ganze Werk gleich neben Thackeray's Vanity fair zu stellen, mutatis mutandis natürlich. Jeder kritische Diogenes, der in unseren ins Ungemessene sich mehrenden Romanen nach Menschen, wirklich lebenden Menschen sucht, wird hier reiche Beute finden. Dr. Ettlinger.

Aus der schönen wilden Lieutenantszeit. Roman aus dem österreichischen Cavallerieleben. Dritte Auflage. 2 Bände. Brosch. 6 M, eleg. geb. 8 M.

Schwarz-gelbe Reitergeschichten. Zweite Auflage. Brosch. 4 M, eleg. geb. 5 M.

Mit tausend Masten. Roman. Dritte Auflage. Brosch. 3 M, eleg. geb. 4 M.

Auf gerettetem Kahn. Roman. Dritte Auflage. Brosch. 3 M, eleg. geb. 4 M.

Der beschleunigte Fall. Roman. 2 Bde. Brosch. 10 M, eleg. geb. 12 M.

Oberlicht. Wiener Künstler-Roman. Zweite Auflage. 5 M geb. 6 M.

Ibi Ubi. Ernste und ausgelassene Soldaten-Geschichten. 4 M geb. 5 M.

Aus drei Weltstädten. Mit dem Bilde des Verfassers in Kohlenzeichnung von Ludwig Michalek. 5 M geb. 6 M.

Blaue Novellen

von

Friedrich Fürst Wrede.

Dresden und Leipzig.
E. Pierson's Verlag.
1897.

Meinem Bruder und Freunde

Dr. Graf Wladimir Lazansky

zugeeignet.

Inhalt.

Seite.
Georg der Geiger 1
Mater dolorosa 56
Junger Tod 95
Grenzen der Freundschaft 120

Georg der Geiger.

„Gehen Sie auf einige Wochen nach Berg," riet mein alter, erprobter Medizinalrat, als ich ihn einer hartnäckigen Schlaflosigkeit halber befrug. „Dort finden Sie einen erfahrenen Arzt, frische Luft und so viel Ruhe, als Sie wollen. Es müßte doch mit ganz merkwürdigen Dingen zugehen, wenn diese drei Großmächte der Heilkunst vereint nicht so junge Nerven zur Raison bringen könnten."

Ich packte mein Ränzel und dampfte am folgenden Tage nach meinem neuen Bestimmungsorte.

Berg ist eine jener Heilanstalten, die in dem letzten Dezennium zahlreich wie die Pilze aus der Erde schossen und deren vornehmster Zweck darin gipfelt, Menschen, die das entnervende Leben der Großstadt etwas aus dem Gleichgewicht gehoben, einige Wochen hindurch ein stilles Asyl zu bieten.

Und dafür hätte allerdings kein Ort besser gewählt werden können als das anmutige, nur aus einigen Gehöften bestehende Dörfchen, über dem sich auf einem sanft ansteigenden Hügel, von blühenden Wiesen umgeben, der villenartige, luftige Bau der Anstalt erhebt.

Schmale, aber wohlgepflegte Pfade führen stundenlang in den dunklen Fichtenwald, der die Hügelkette, an deren Fuß Berg liegt, bedeckt.

Auf einem der letzten, weit in das Thal vorgelagerten Ausläufer dieses Höhenzuges erhebt sich ein altes, halb verfallenes Gebäude — die Bergburg, oder — wie der Volksmund das unwohnliche Nest benennt — das alte Schloß.

Der stolze Name ist jedoch für den massigen, viereckigen Turm zum mindesten eine arge Schmeichelei. Mit seinen kleinen Fenstern und grauen Quadern gleicht er weit eher einem Gefängnisse als der Residenz eines stolzen Geschlechtes.

Ein schmaler, von einer wilden Hecke umsäumter Garten umgiebt den verwahrlosten Besitz, zu dem noch ein niederes Stallgebäude und ein ärmliches, altmodisches Glashaus, das einigen alten Oleanderbäumen Obdach gewährt, gehören.

Der Platz zwischen diesem und dem Schlosse wird durch einen von einem breiten Rasenringe umzogenen Springbrunnen geziert, auf dessen tropfsteinernem Hügel ein roh gemeißelter Amor seinen Bogen spannt. Aber da sich der kleine, pausbackige Herr nie entschließen konnte, loszuschießen, wurde ihm der Pfeil im Laufe der Jahre unter den Händen morsch und zerbröckelte.

Das einzige Ansprechende am alten Schlosse ist die Fernsicht, die man aus dem terrassenförmig vorspringenden Gärtchen über die sonnenbeschienenen Aecker und Wiesen auf die benachbarte Stadt genießt.

Die Bergburg war bald das Ziel meines täglichen Morgenspazierganges geworden. Und je öfter ich kam, desto

weniger öde und abstoßend erschien mir das alte Gebäude. Es ging mir mit ihm wie mit dem Gesichte eines häßlichen Menschen, den man nach und nach lieb gewinnt. Ja, zuletzt vernarrte ich mich derart in das graue Mauerwerk, daß ich es als eine mir zugefügte Kränkung empfand, es immer so unbewohnt und von seinem Besitzer mißachtet zu sehen.

Eines Tages plagte mich die Neugierde, die inneren Räume des Schlosses zu besichtigen. Ich trug mein Anliegen einem bejahrten Gärtner, der im Glashause die dürren Oleanderbäume aus einer schadhaften grünen Kanne goß, vor.

Das war nun allerdings keine leichte Aufgabe, denn der Alte war im hohen Grade schwerhörig und blickte mich ziemlich verständnislos an. Als er aber meinen Wunsch begriffen, nickte er freundlich, stellte seine Gießkanne auf die Erde und schritt ohne eine Wort der Erklärung seiner im Stallgebäude gelegenen Wohnung zu.

Gleich darauf kehrte er mit einem mächtigen Schlüsselbunde zurück und winkte mir, ihm zu folgen.

Zum Glücke hatte die Burg nicht viel Sehenswertes aufzuweisen, über dessen Vorgeschichte ich gerne etwas Eingehendes vom Kastellan in Erfahrung gebracht hätte, denn es schien dem Alten große Ueberwindung zu kosten, die schmalen Lippen zu öffnen.

Er mochte das Sprechen bei dem einsamen Leben auf der Bergburg, deren einziger Hüter er war, verlernt haben.

Im Erdgeschosse lagen die Küche, Dienerschaftsräume und ein geräumiger, mit roten Backsteinen gepflasterter Vorplatz, von dem eine schmale, mit Bildern und Jagdtrophäen geschmückte Stiege in das obere Stockwerk führte.

Hier waren die Wände der tiefen, aber niedrigen Stuben mit alten, schönen Ledertapeten und reicher Holzschnitzerei bedeckt. Altväterlicher Hausrat, zumeist sorgfältig in Tücher gehüllt, stand in Reih und Glied längs der Wände und legte für den Ordnungssinn des Kastellans ein glänzendes Zeugnis ab.

Da ich aber etwas Absonderliches und Ungewöhnliches erwartet hatte, wollte ich enttäuscht den Rückzug antreten, als mir einfiel, man müsse aus dem Eckzimmer eine herrliche Aussicht auf das Thal genießen.

Allein die Thüre war verschlossen.

Der Gärtner war mir bisher schweigend gefolgt und hatte den Gipfel seines Führeramtes darin erblickt, die Fensterläden aufzustoßen und die Gardinen in die Höhe zu ziehen.

Mir schien es, als ob er sich nur ungern entschlösse, den Zutritt in dieses letzte Gemach zu gewähren.

Erst auf meinen ausdrücklichen Wunsch ließ er sich herbei, den Schlüssel aus dem klirrenden Bunde hervorzusuchen. Unseren vereinten Kräften gelang es auch mit einiger Anstrengung, das altmodische, verrostete Schloß zu öffnen.

Das Zimmer schien lange Jahre hindurch nicht betreten worden zu sein.

Eine dicke Staubschicht lagerte auf allen Möbeln und die Luft war dermaßen schwül und moderig, daß ich rasch ein Fenster aufstieß, um frei atmen zu können.

Neugierig musterte ich meine Umgebung.

Es war ein mäßig großes Gemach, dessen Einrichtung sich nicht wesentlich von der der übrigen Räume unterschied. Der Thüre gegenüber hatte zwischen den beiden Fenstern ein mächtiges, altertümliches Himmelbett Platz gefunden. Eine verschlossene Decke aus mattgrüner Seide lag über den Polstern gebreitet und hing in schweren, weichen Falten auf die Diele herab.

An der gegenüberliegenden Wand erregte ein nicht ganz ausgeführtes Oelgemälde meine Aufmerksamkeit.

Es stellte zwei kaum dem Knabenalter entwachsene Jünglinge dar.

Der eine von ihnen saß auf einem mit hoher gotischer Lehne gezierten Stuhle und hatte das zarte von blonden Locken umrahmte Gesicht seinem aufrecht stehenden Gefährten zugewandt, der trotzig und mürrisch vor sich hin blickte.

Es war kein größerer Kontrast zu ersinnen, als diese beiden jungen Gesichter boten.

Sinnige blaue Augen und lichtes, gepflegtes Haar der eine.

Dunkle, wirr in die schmale Stirne hängende Locken und einen düsteren, entschlossenen Blick der andere.

Die steife, etwas eckige Zeichnung der Gestalten verriet eine nur schülerhafte Technik. Das ganze Gemälde konnte schwerlich Anspruch auf wahren Kunstwert erheben. Aber

den seelenvollen Ausdruck der Züge hatte der Maler meisterlich wiederzugeben verstanden.

„Wen stellt denn jenes Bild dar?“ fragte ich meinen Führer.

Der alte Mann war unter dem Thürrahmen stehen geblieben und mißbilligte augenscheinlich mein Eindringen in dieses Allerheiligste. Bei meiner Frage warf er einen raschen, scheuen Blick um sich, als wollte er sich zuerst versichern, daß kein unberufener Lauscher in der Nähe sei, und flüsterte dann geheimnisvoll: „Das ist ja Er!“

„Wer — er?“ forschte ich erstaunt.

„Nun — der Graf Hubert!“

Wer denn das sei, und welche Bewandtnis es mit dem Bilde habe?

Der alte Kastellan schien ein Geheimnis zu hüten und keineswegs gesonnen zu sein, es leichten Kaufes preiszugeben. Durch rasch gestellte Kreuz- und Querfragen erfuhr ich indessen so viel, Graf Hubert sei das letzte Mitglied der gräflichen Familie gewesen, das hier gehaust habe. Seit seinem Tode stehe das Schloß leer und unbewohnt.

Wie lange das her sei?

Ueber vierzig Jahre.

„Und während dieser ganzen Zeit hat die Bergburg keinen ihrer Besitzer beherbergt?“

Der Kastellan schüttelte verneinend den Kopf.

„Aber weshalb denn, in Gottes Namen?!“ rief ich aus.

„Es wird wohl seinen Grund haben!“ murrte der Alte verdrossen in einem Tone, der jede weitere Frage abschnitt.

Ich aber ließ mich nicht abschrecken und fragte nach dem andern jungen Menschen mit den trotzigen, dunklen Augen auf dem Bilde.

Das welke Gesicht des Greises veränderte sich plötzlich. Verachtung und unversöhnlicher Haß sprachen deutlich daraus.

„Der — der war ein Lump!“ stieß er rauh hervor und wandte sich zum Gehen, es mir überlassend, ob ich noch länger allein das Bild betrachten oder mich ihm anschließen wollte.

In der Hoffnung, Näheres zu erfahren, wählte ich das letztere. Aber meine Neugierde wurde keineswegs befriedigt. Die vielen Fragen hatten mir die Gnade des alten Schweigers gründlich verscherzt. Ein namhaftes Geldgeschenk stimmte ihn nur insoweit versöhnlich, daß er mir bis zum Gartenzaune das Geleite gab und die hölzerne Gitterthür öffnete.

In diesem Augenblicke humpelte ein hagerer, alter Invalide den Waldweg daher.

Der Stelzfuß war dem Armen auf dem steinigen Wege beim Fortkommen äußerst hinderlich, sodaß ich alle Muße hatte, ihn genau zu betrachten.

Er mochte etwa siebenzig Jahre zählen, trug aber trotz seines Siechtums die hohe Gestalt noch stolz aufgerichtet. Seine Kleidung war fadenscheinig und ärmlich.

An der Seite hing ihm an einem breiten ledernen Riemen eine kleine Drehorgel, durch deren Klänge er seinen kümmerlichen Unterhalt verdienen mochte.

Der Kopf war mit einer alten Militärmütze bedeckt, die gut zu dem scharfgeschnittenen, kühnen Gesichte paßte.

Ueber dem linken Auge trug er eine schwarze Binde. Während er mit der einen Hand sein Instrument fest an seine Seite drückte, um es vor allzu heftigem Rütteln zu bewahren, stützte er sich mit der andern auf einen Krückstock, dessen eisenbeschlagene Spitze hell gegen die Steine auf dem holperigen Wege klirrte.

Ohne Gruß, mit auffälliger Hast schritt der seltsame Geselle vorüber.

Auf den alten Kastellan hatte diese Begegnung eine unerwartete Wirkung hervorgerufen. Gleich als sei er auf eine giftige Schlange gestoßen, trat er unwillkürlich einen Schritt zurück und warf dem Spielmann einen bösen Blick nach.

Dann spie er verächtlich auf die Erde.

Ueber dieses zur Schau getragene feindselige Benehmen belustigt, predigte ich dem greisen Menschenhasser ein größeres Wohlwollen gegen einen vom Schicksal ohnedies so hart Geprüften.

Der Alte blickte mich erstaunt an.

„Wohlwollen — gegen den da?“ fragte er dann gedehnt. „Der hinge schon lange am Galgen, wenn es auf der Erde eine Gerechtigkeit gäbe!“

Damit wandte er mir den Rücken und kehrte ohne jeden Gruß in sein Gewächshaus zu seinen Oleanderbäumen zurück.

Da ich ja bereits hinlängliche Beweise seiner Schrullen empfangen hatte, legte ich dem harten Urteile, das er über

den armen Invaliden gefällt, kein sonderliches Gewicht bei und hatte den kleinen Vorfall bald gänzlich vergessen.

Wochen zogen ins Land.

Meine Gesundheit hatte allmählich erfreuliche Fortschritte gemacht, sodaß mir der Arzt täglich einige Stunden ernster Beschäftigung gestattete. Ich stellte daher meine Morgenspaziergänge zum alten Schlosse ein und pilgerte statt dessen in das nahe gelegene Städtchen, wo ich in der Bücherei des Konviktes einen Schatz alter Handschriften entdeckt hatte. Mittags wanderte ich dann fröhlich in meine Anstalt zurück, um mich den ganzen übrigen Tag durch Müßiggang und waches Träumen auf den Schlummer der Nacht vorzubereiten.

Der Weg führte, sowie man das Stadtgebiet überschritten, durch eine uralte, schattige Lindenallee, die den einstündigen Marsch selbst bei drückender Hitze zu einem angenehmen Spaziergange gestaltete.

Schon am ersten Tage war mir der alte Invalide aus dem Walde aufgefallen, der auf einer Wegkreuzung in der Nähe eines etwas abseits stehenden, verwahrlosten Häuschens Aufstellung genommen hatte und, sowie sich ein Vorübergehender nahte, auf seiner Orgel zu spielen begann.

Aber nicht nur durch unsere frühere Begegnung erregte er meine Aufmerksamkeit, sondern auch durch die seltsame, trotzige Art, mit der er sein Handwerk ausübte und die Mildthätigkeit in Anspruch nahm.

Während er spielte, blickte er starr und hochmütig vor sich hin und würdigte seine Zuhörer keines Blickes. Warf

man ihm ein Geldstück zu, so dankte er kaum oder ließ sich im besten Falle zu einem leichten Nicken des grauen Kopfes herbei.

Dabei hielt er aber strenge Wacht, daß kein Bessergekleideter des Weges komme, ohne durch ein Musikstückchen empfangen zu werden.

Die Morgen- und die Abendstunden mußten für den Spielmann die einträglichsten sein, da die Allee dann immerhin einigen Verkehr an Fuhrwerk und Fußgängern aufweisen konnte. Zur Mittagszeit jedoch geschah es oft, daß ich den ganzen Weg zurücklegte, ohne einem menschlichen Wesen zu begegnen.

Trotz dieses schlechten Geschäftsganges fehlte der Alte nie auf seinem Platze und stimmte unverdrossen, sowie er mich von weitem erblickte, seine Melodie an.

Die besaß nun allerdings keinen großen musikalischen Wert.

Aber in der sonnendurchglühten Mittagsstille, begleitet von dem summenden Chor der Bienen, die in den mächtigen, duftenden Kronen der Linden ihr Spiel trieben, hatten die leisen, zitternden Töne einen eigenen, einschläfernden Reiz, sodaß ich immer ein Weilchen stehen blieb, um ihnen zu lauschen.

Bald konnte ich mir den Heimweg durch die Allee gar nicht mehr ohne die kleine Siesta beim alten Spielmann denken.

Es versteht sich von selbst, daß ich mich regelmäßig für den gebotenen Kunstgenuß durch ein Geldstück erkenntlich erwies.

War diese Gabe nun vielleicht größer, als sie der Invalide gewöhnlich zu empfangen pflegte, so geizte er mir gegenüber auch wahrhaftig nicht mit seinen Tönen. Selbst wenn ich ein gutes Stück Weges weiter geschritten war und lauschend stehen blieb, gleich stimmte der Invalide seine Melodie wieder an.

Zu wiederholten Malen hatte ich es versucht, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen. Aber er erwies sich noch unzugänglicher und schweigsamer als der taube Kastellan der Bergburg. Unser Verkehr erschien ihm augenscheinlich nur insoweit reizvoll, als er sich auf den Austausch klingenden Metalls gegen klingende Töne beschränkte.

Mein Aufenthalt nahte sich indes seinem Ende.

Trotz der sorgfältigen Pflege und Ruhe hatten die jungen Nerven einen zäheren Widerstand geleistet, als mein verehrter ärztlicher Freund es sich hatte träumen lassen. Der Schlaf wollte sich noch immer nicht regelmäßig einstellen. Statt der naturgemäßen Ermüdung erfaßte mich oft gegen abend eine peinigende Unruhe, die mir den Aufenthalt in der mir zugewiesenen niederen Giebelstube ganz unerträglich erscheinen ließ.

So saß ich auch an dem schwülen Augustabend, der meiner Abreise voranging, noch lange am offenen Fenster und blickte auf die stille, vom milden Mondlicht übergossene Landschaft.

Mein Gepäck stand schon reisefertig neben der Thüre. Vom Arzte und den Patienten hatte ich bereits nach dem Nachtmahle Abschied genommen. Mit dem frühen

Morgen wollte ich auf die Bahn, um den ersten Zug zu benützen.

Während ich meinen sechswöchentlichen Aufenthalt überdachte, verfiel ich in eine wehmütige Stimmung, die nun einmal jedem Scheiden anhaftet.

Selbst wenn ich mich jetzt still aus der Welt schliche, nach mir krähte kein Hahn!

Wem würde ich hier abgehen?

Niemanden?

Einem doch!

Dem alten Invaliden in der Lindenallee, der durch meine Abreise um sein tägliches Geldstück kam, an das er sich bereits gewöhnt haben mochte.

Armer Alter!

Was er zu dieser späten Stunde wohl trieb?

Ich mußte über mich selbst lächeln!

Aller Wahrscheinlichkeit nach lag er auf seinem Strohsack und schlief — im schlimmsten Falle mit knurrendem Magen, im besten vom Brandweindusel benebelt!

Aber ein seltsamer Kauz blieb er doch mit seinem stolzen, vornehmen Gesichte und seiner trotzigen Art!

Wie verächtlich er damals im Walde an mir vorüber geschritten war!

Das alte Schloß fiel mir ein.

In den letzten Wochen hatte ich es gänzlich vernachlässigt. Eine merkwürdige Sehnsucht erfaßte mich plötzlich, den lauschigen Waldpfad noch einmal zu gehen.

Wer wußte, ob ich jemals wieder in diese Gegend kommen würde!

Dazu lockte der fahle Mond so verführerisch.

An Schlaf war ohnedies nicht mehr zu denken.

Weshalb sollte ich nicht heute — am letzten Tage — die strenge Hausordnung der Anstalt durchbrechen und einen nächtlichen Spaziergang wagen?

Es litt mich nicht länger im Zimmer.

Ich griff nach meinem Hute und schlich leise die Treppe hinab. Unbemerkt gelangte ich ins Freie und hatte bald den dunklen Waldessaum erreicht.

Wie ein Schulknabe, der seinem Lehrer entlaufen, atmete ich tief auf und eilte, die würzige Luft in langen Zügen einsaugend, vorwärts.

Bald lag das alte Schloß vor mir.

Vom unsicheren, zauberhaften Mondlicht umzittert, bot es in der That einen überraschend schönen Anblick. Da die Gitterthüre nur angelehnt war, gelangte ich ohne Schwierigkeit in den Garten.

Ich trat bis an den äußersten Rand der Terrasse vor und lehnte mich über die hölzerne Brüstung. Trotzdem sich unten im Thale ein leichter weißer Nebelschleier lagerte, konnte man doch eine gutes Stück landeinwärts sehen.

In den dicken Gläsern des Gewächshauses schillerten die Mondstrahlen gespenstig.

Plötzlich quakte im Brunnen auf dem Rasenplatze ein Frosch, als verhöhnte er den grauen, pausbackigen Amor, der den leeren Bogen gegen ihn spannte.

Ein Glucksen im Wasser — dann wieder tiefe Stille.

Ich blickte zu den Fenstern des Schlafgemaches empor und vergegenwärtigte mir, wie sich die blassen Mondstrahlen durch die halb erblindeten Scheiben in die tiefe Stube stahlen, gespenstisch längs den dunklen Wänden hinhuschten, bis sie auf das Bild der Jünglinge fielen.

Dieses seltsame Bild!

Was mich nur an ihm so geheimnisvoll anzog?

War es wirklich nur der Kontrast der Gestalten, die doch eine unerklärliche Zusammengehörigkeit verband? Welches Schicksal oder welche Schuld wohl den Kitt zu diesem Bunde geliefert haben mochte?

In derartige Grübeleien versunken, schlug ich den Heimweg an.

Aber kaum hatte ich einige hundert Schritte zurückgelegt, blieb ich plötzlich wie festgewurzelt stehen.

Was war das?

Leise, schluchzende Töne waren an mein Ohr gedrungen.

Ich horchte gespannt.

Da — noch einmal und ganz deutlich.

Es war kein Zweifel — das war Musik!

Eine einfache, lustige Weise, die in einzelnen abgerissenen Tönen vom Winde durch den nachtstillen Wald getragen wurde.

Ohne Bedenken verließ ich den gangbaren Pfad und folgte quer durch den Wald der Richtung, aus der die Musik erscholl.

Da ich die Melodie immer deutlicher und klarer vernahm, war ich sicher, nicht irre zu gehen.

Nach einer kurzen Wanderung hatte ich eine Lichtung erreicht. Erstaunt blieb ich stehen.

Vor mir lag — mitten im Walde — ein verlassener Friedhof.

Im Hintergrunde schimmerte ein Kirchlein mit spitzem Giebel und hölzernem Glockentürmchen licht herüber. Ein Dutzend verwahrloster Gräber lag davor. Die meisten von ihnen waren eingesunken und mit einer mitleidigen Grasdecke bewachsen, sodaß nur das schiefstehende, altersschwache Kreuz die Stelle verriet, an der ein Toter schlummerte.

Es waren längst Vergessene, die hier ruhten!

Die Eingangsthüre war nur angelehnt und hing schief in den verrosteten Angeln. Allerdings hätte das baufällige hölzerne Geländer, das sich um das Stückchen geweihter Erde zog, kaum ein Kind an unberufenem Eindringen zu hindern vermocht.

Der ganze kleine Kirchhof bot ein Bild des Verwahrlosten und Morschen.

Nur in der Mitte des Gottesackers erhob sich ein gepflegtes Grab.

Sein weißer Stein leuchtete gespenstisch unter den schiefen, schwarzen Kreuzen der übrigen Ruhestätten hervor und krönte den gut erhaltenen, mit dunklen Brettern eingedämmten Hügel.

Auf diesem aber saß eine abenteuerliche Männergestalt, die ganz weltentrückt auf einer Geige ein einförmiges Lied spielte.

Daher stammten die schluchzenden Töne im Walde.

Ich glaubte meinen Augen nicht trauen zu dürfen!

Der nächtliche Spieler dort auf dem Grabhügel war kein Geringerer als mein stolzer Invalide!

Er hatte den Stelzfuß vor sich hingestreckt, die Militärmütze aus der Stirne geschoben und das kühngeschnittene Gesicht voll dem blassen Monde zugekehrt.

Ein schwärmerischer Schmerz, der in seltsamem Gegensatze zu der leichtgeschürzten, fast trivialen Weise, die er seiner Geige entlockte, stand, sprach aus seinen verwitterten Zügen.

Eine Weile lauschte ich, im Schatten der Bäume verborgen, dem einsamen Konzerte, bis ein knisternder, dürrer Ast, auf den ich unachtsam getreten, mich verriet. So leise das Geräusch auch gewesen, der Geiger mußte es dennoch vernommen haben, denn unvermittelt sein Spiel unterbrechend, wandte er mir das Gesicht zu und blickte spähend umher.

Es wäre mir bei dem unsicheren Lichte gewiß nicht schwer gefallen, hinter einem Baume mich dem Blicke des einäugigen Invaliden zu entziehen. Aber es schien mir ein Unrecht, noch länger den Lauscher zu spielen. Ueberdies war die Aussicht, durch diese seltsame Begegnung eine nähere Bekanntschaft zu knüpfen, viel zu verlockend, als daß ich mich einfach in die Büsche geschlagen hätte.

Daher trat ich aus dem schützenden Schatten hervor und schritt quer über den mondbeschienenen Friedhof auf den Alten zu.

Er ließ, sowie er meiner ansichtig wurde, die Geige in den Schoß sinken und blickte mir, ohne sich zu erheben, entgegen. Wie ich jedoch näher trat, erschrak ich über den finsteren, feindseligen Ausdruck in seinen Zügen. Die Hoffnung, daß uns diese Begegnung einander näher bringen würde, schien zum mindesten sehr voreilig und unbegründet gewesen zu sein.

Auf meinen freundlichen Gruß erwiderte er rauh: „Was suchen Sie zu dieser Stunde im Walde, Herr?"

„Mit gleichem Rechte könnte ich diese Frage an Sie richten," engegnete ich, durch den unfreundlichen Empfang gereizt. „Denn meines Wissens ist keiner von uns beiden der Eigentümer dieses Forstes."

Das schien dem Alten einzuleuchten. Auch mußte er sonst gegen meine bescheidene Person nicht viel einzuwenden haben, denn bedeutend freundlicher lenkte er ein: „Ach, Sie sind es! Ich dachte, es sei wieder einer aus dem Dorfe. Die hatten es früher oft darauf abgesehen, mich zu stören. Allerdings würden aber auch Sie klüger daran thun, die Nacht zur Ruhe zu benützen!"

Ein leises, verbissenes Wohlwollen sprach aus dem letzten Satze.

„Beherzigen Sie doch selbst diese Lehre," lachte ich, „statt zur Mitternachtsstunde sich selbst zum Tanz aufzuspielen."

Das Gesicht des Invaliden nahm plötzlich einen wehmütigen Ausdruck an. Der finstere Haß und die herbe Verschlossenheit waren aus seinen welken Zügen geschwunden.

„Ich kann ja nicht!" entgegnete er mit gedämpfter Stimme. „Bei Tage muß ich unten auf der Straße die Orgel drehen! Sie wissen es ja! Und dann — sehen Sie — ich teile ja nicht den dummen Aberglauben, die Geister könnten uns nur in der Mitternachtsstunde umgeben — aber eine innere Stimme sagt mir, daß Er mein Spiel besser hört, wenn alles um uns herum schläft."

„Wer soll Ihr Spiel hören?" fragte ich verständnislos, da ich keinen Lauscher zu entdecken vermochte.

„Nun — der da unten schläft!" murmelte der Geiger, indem er mit der Hand wie liebkosend über das Grab strich.

Obgleich ich sonst ziemlich spukfest bin, konnte ich mich eines leisen Grauens bei dieser mit unbedingter Sicherheit und Ruhe gegebenen Erklärung nicht erwehren.

Neugierig beugte ich mich über den weißen Stein und entzifferte die mit verwaschenen Goldlettern eingemeißelte Inschrift.

Mit halblauter Stimme las ich:

Hier ruht in Gott
Hubert Graf vom Hochland
geboren am 24. April 1827, gestorben am 17. Mai 1846.

„Daß er aber der Vortrefflichsten und Edelsten einer gewesen — das haben sie hinzuschreiben vergessen!" ergänzte der Invalide die einfache Widmung.

„Haben Sie den jungen Grafen noch gekannt?" fragte ich betroffen.

„Ob ich ihn gekannt habe?“ Der Alte lachte heiser auf, daß es geisterhaft aus dem Walde wiederklang. „Ja — Herr — das will ich meinen! Und obgleich es mir das bitterste Leid und schwere Schuld eingetragen, danke ich dem Herrgott alle Tage auf dem einen Knie, das er mir gelassen, für das Glück, diesem sonnigen Menschen nahe gestanden zu sein! Sehen Sie — ich bin nur ein armer, verkrüppelter Invalide, aber wenn ich bedenke, daß der Kaiser in Wien von meinem Hubert so viel wie nichts weiß, während ich sogar sein Freund war — so will es mir scheinen, ich sei der vom Glücke reich Bevorzugte und der Kaiser in seiner Hofburg ein bedauernswerter Bettler.“

Die leidenschaftliche Begeisterung verjüngte und verschönte den Greis. Jahrelang mochte dieses mächtige Gefühl in seinem alten Herzen eingedämmt und eifersüchtig bewacht worden sein. Nun umloderte und verklärte es ihn wie eine heilige, läuternde Flamme.

Mit steigendem Befremden starrte ich ihn an.

Wo war ich diesem Gesichte nur schon begegnet?

Plötzlich durchfuhr mich die Erkenntnis wie ein Blitz. Im Schlafgemach der Bergburg! Auf dem seltsamen Bilde der Jünglinge!

Ohne Zweifel der aufrechtstehende, finster auf die Erde blickende Gefährte des jungen Grafen saß vor mir.

Auf meine diesbezügliche Frage nickte der alte Geiger und schien über die Nachricht, das Bild hänge noch auf seinem Platze, erfreut. Kurz vor seinem frühen Tode habe

es der Graf anfertigen lassen und es sei ihm zum Geschenke bestimmt gewesen.

Weshalb es ihm denn nicht ausgefolgt worden sei?

Kaltblütig erwiderte der Invalide: „Weil sie mich, während er noch auf der Bahre lag, mit Schand und Spott aus dem Hause gejagt haben!“ Nach einer kleinen Pause fügte er trocken hinzu: „Und daran haben sie völlig recht gethan!“

„Sind Sie sich denn eines wirklichen Unrechtes bewußt?“ forschte ich mit dem Gefühle, eine kaum vernarbte Wunde zu berühren.

Der Alte zuckte die Achseln.

„Lieber Herr,“ meinte er, „die Menschen sind keineswegs gleichwertig. Und da glaubte ich nun, es ist oft gut, ein Minderer beladet sich wissentlich mit einer Schuld, wenn er dadurch einem Vortrefflichen einen Teil der ihm zugedachten Bürde abnehmen kann. Auf der Erde freilich muß man für eine derartige Sünde schwer büßen, aber im Jenseits wird sie einem nicht allzu hoch angerechnet!“

Wie er das meine und welche Anwendung es auf diesen bestimmten Fall habe?

Der Geiger warf mir einen langen, prüfenden Blick zu, dann aber — meine Jugend schien ihm Vertrauen einzuflößen — fuhr er freundlich fort: „Ich will Ihnen die Geschichte meines Lebens erzählen! Nicht etwa, um Ihnen eine Freude zu bereiten, oder in der Absicht, mein Gewissen durch eine Ohrenbeichte zu erleichtern, sondern einzig und allein, um das Bild meines Freundes in das Herz eines

freidenkenden Menschen gesät zu haben, ehe sie mich in die Grube senken."

Er winkte mir, mich an seiner Seite niederzulassen, legte seine Geige und den Fidelbogen in das trockene Gras, faltete die Hände über dem gesunden Knie und begann mit leiser, etwas unsicherer Stimme:

„Ich heiße Georg und bin drunten im Dorfe geboren. Meinen Vater habe ich nie gekannt. Von meiner Mutter weiß ich nur, daß sie starb, als ich vier Jahre zählte. Die erste Erinnerung meines Lebens ist ihr Begräbnis.

Da ich keine Verwandten besaß und sich auch sonst niemand fand, der sich meiner angenommen hätte, wurde ich auf Gemeindekosten erzogen.

Man wies mich einer armen Tischlerfamilie zu, die hungernd und frierend sechs eigene Kinder durchzubringen hatte und aus den paar Kreuzern, die der Dorfrat für meinen Unterhalt ausgesetzt, noch Nutzen zu ziehen hoffte. Als der Fremdling erhielt ich natürlich immer den schlechtesten Platz bei Tische angewiesen und mußte bei jeder Gelegenheit als Sündenbock dienen. An Schlägen, Hunger und Mißhandlungen haben es meine Pflegeltern wahrhaftig nicht fehlen lassen.

So wuchs ich heran.

Ich war kein böses Kind.

Alles in mir sehnte sich nach Teilnahme. Für ein einziges gutes Wort, eine leichte Liebkosung, einen warmen Blick hätte ich mein ganzes junges, übervolles Herz verschenkt.

Ich hatte ja eine so brennende Sehnsucht, es zu verschenken.

Aber es fragte keiner darnach!

So lange ich ein schwacher Knabe war, wurde ich getreten und mißachtet!

Später wurde es besser.

Nicht etwa, daß meine Umgebung sich liebevoller gestaltet hätte. Der Grund der günstigen Wendung meines Geschickes lag in meinen zwei nervigen Fäusten, die ich zu gebrauchen wußte.

Man hatte mich frühzeitig zu einem Schmiede in die Lehre gegeben, und ich hatte meine Freude an der harten Arbeit.

Wenn ich so am Amboß stand, von der roten Glut des Feuers umstrahlt, das heiße Eisen vor mir, und es meiner ganzen jungen Kraft bedurfte, es zu schmieden und zu formen, da lenkte ich den bitteren Groll, den die jahrelangen Kränkungen in mir aufgespeichert, auf das Stück glühenden Metalls, als läge in ihm das ganze Unrecht der Weltordnung verkörpert vor mir.

Wilder Trotz bäumte sich auf, die rußige Faust krampfte sich um den eichenen Schaft, ich biß die Zähne zusammen und sausend flog der schwerste Hammer auf den Amboß hernieder.

Außer diesen ohnmächtigen Auflehnungen, die mir den Ruf eines tüchtigen Arbeiters einbrachten, begnügte ich mich, meinen Unfrieden durch ein einsames Leben zu bekunden.

Ich hatte durch lange Jahre nur einen Freund, den Wald. Der aber konnte mich manche Stunde über mein Elend hinwegtäuschen.

Herr! Sie hätten diese Forste damals sehen müssen!

Zu jener Zeit waren sie nicht so gelichtet und jedes jungen Nachwuchses beraubt wie heute.

Knorrige Stämme standen hier und blickten zufrieden auf ein künftiges Geschlecht, wie Väter auf ihre Kinder. Große, vornehme Farnkräuter breiteten träumend ihre Blätter aus, und wo die Rinde eines alten Stammes gar zu rissig wurde, da wand sich liebevoll eine dunkelgrüne Epheuranke um ihn, die häßlichen Gebrechen des Alters den neugierigen jungen Augen verbergend.

Ja — damals glich der Wald auf ein Haar der Welt! Ein Chaos von Ungleichheit, Kraft, Schwäche und Unterdrückung! Ein ewiger Kampf um Luft und Sonne.

Und trotzdem war dieser Wald mein Freund.

Sowie ich ihn betreten, fühlte ich mich frei und wohl.

Stundenlang konnte ich, auf dem Rücken liegend, in die zitternden, vom Winde leise bewegten Baumkronen blicken und von all dem träumen, was sich ein junges Herz ersehnt.

Und das ist so viel und so wenig.

Aber es war dafür gesorgt, daß ich dieser Freundschaft nicht allzu sehr frönte. Mein Meister hielt strenge darauf, seine Gesellen nicht länger in der Schmiede zu missen, als gerade unbedingt nötig war, um das kärgliche Mittagsbrot zu verzehren. Die Abende dagegen mußte ich mich von

ihm das Geigenspiel lehren lassen, und zwar mehr zu seinem Vergnügen als zu meinem Nutzen. Denn daß die Finger, die tagsüber unermüdlich den schweren Hammer schwangen, abends nicht gelenkig sein wollten, war erklärlich.

Später freilich hat mir die Kenntnis der vier oder fünf einfachen Liedchen, die mein musikalisches Um und Auf bilden, unaussprechliche Freude bereitet.

Volle Freiheit genoß ich nur die Sonntage. Die aber brachte ich dafür vom grauenden Morgen bis zur sinkenden Nacht im Walde zu.

Keine Stunde gleicht dort der andern!

Von dem Augenblicke an, wo der erste junge Strahl sich scheu durch das grüne Dach stiehlt, bis zur dumpfen Mittagsglut, in der die heißen Lippen der Sonne auf dem kleinsten Blättchen ruhen, und dann wieder bis zum letzten Triller der Nachtigall und dem ersten heiseren Schrei der Eule bietet der Forst ein stets neues, wechselndes Bild, mag sich nun ein azurnes Firmament über die Erde wölben oder klatschender Regen und triefendes Laub die Begleitung zum großartigen Schauspiele abgeben.

Es war mir heiliger Ernst mit meiner Freundschaft! Sie können es schon daraus ersehen, daß ich an solchen Tagen mit einem Stücke trockenen Brotes vorlieb nahm und leichten Herzens auf den sonntäglichen Mittagstisch verzichtete. Mag dieser auch noch so karg besetzt sein, für einen zwanzigjährigen Magen bedeutet es immerhin ein beachtenswertes Opfer.

Ja — ich war damals zwanzig Jahre.“

Georg hielt inne und blickte träumend vor sich hin.

Dieser Abschnitt in seinem Leben schien ihm schmerzliche Erinnerungen zu erwecken.

Er hatte bisher mit gleichtönender Stimme, wie zu sich selbst gesprochen. Nur bei der Schilderung des Waldes hatte sich sein Vortrag etwas belebt.

Mich würdigte er keines Blickes.

Vielleicht hatte er es verlernt, mit seinesgleichen ein so langes Gespräch zu führen.

Die ganze Begegnung, die nächtliche Stille, der mondbeschienene Friedhof, waren viel zu stimmungsvoll und ergreifend, als daß ich es gewagt hätte, durch neugierige Fragen den Zauber zu bannen.

Still lag ich im trockenen Grase, den Rücken gegen einen der eingefallenen Grabhügel gelehnt, und suchte im verwitterten Antlitz des alten Geigers nach den Zügen des trotzigen, jungen Menschen auf dem Bilde unten im Schlosse.

Nach einer kleinen Weile hub Georg wieder an:

„Mitte September hieß es plötzlich, der Graf werde für einige Monate die Bergburg beziehen.

Diese Nachricht rief im Dorfe eine heillose Verwirrung hervor. Denn obgleich das alte Schloß der Stammsitz seines Geschlechtes war, hatte man den Besitzer noch nie zu Gesichte bekommen. Er nannte in der Nähe der Residenz eine weit prächtigere Behausung und ausgedehnte Ländereien sein eigen. Was Wunder, daß er nach dem alten, halb verfallenen Eulenneste kein sonderliches Verlangen trug.

Wir wußten von unserem Gutsherrn nicht viel mehr, als daß er ein blutjunger Mensch sei, dessen Gesundheit nicht eben die festeste war. Frühzeitig hatte er die Eltern verloren und stand unter der Vormundschaft eines entfernten, bei Hofe sehr einflußreichen Verwandten.

Ueber den Grund des unerwarteten Besuches wurde nichts verlautbart. Das gab reichen Stoff zum Kopfzerbrechen. Drei Tage lang war im Wirtshause und auf dem Marktplatze von nichts anderem die Rede. Die unsinnigsten Behauptungen wurden aufgestellt.

Außer mir hat auch später keiner die Wahrheit erfahren.

Schon nach einigen Tagen rollte ein Wagen durch das Dorf dem Schlosse zu. Alles stürzte zu den Fenstern und zu den Thüren, um den Ankömmling in Augenschein zu nehmen. Es war indessen nur die Dienerschaft, die vorausgesandt worden war, um das seit Jahren unbewohnte Haus in stand zu setzen.

Anfangs der kommenden Woche sollte der Graf nachfolgen. Der große Tag rückte heran.

Man hatte Zeit gehabt, einen würdigen, festlichen Empfang vorzubereiten. Ein Triumphbogen aus grünem Reisig und bunten Fahnen war errichtet worden, die Häuser schmückten Kränze, und auf der Wiese hinter der Kirche harrte eine ganze Reihe geladener Böller des Augenblickes, wo sie das Nahen des gräflichen Reisewagens verkünden durften.

Weder der Schloßherr noch seine Vorfahren hatten mir je ein Leid zugefügt. Allein der Umstand, ihn so

vergöttert und geliebt zu sehen, war ein hinreichender Grund, um in meiner verbitterten Seele den tiefsten Widerstand hervorzurufen.

In dieser unsinnigen und unnatürlichen Auflehnung gegen das Gefühl der Mehrheit floh ich die allgemeine Festesstimmung und vergrub mich im Walde.

Aber das feierliche Glockengeläute und dumpfe Knallen der Böller drang bis in meine Einsamkeit, als wolle der Wald auch seinen Teil an der Freude haben.

Und in diesem Augenblicke haßte ich den Grafen!

Meine Gesinnung wurde keineswegs freundlicher, als ich, in die Werkstatt zurückkehrend, den Meister, die Meisterin und die Gesellen voll des Lobes fand. Meine Abwesenheit war zum Glück nicht bemerkt worden, sonst hätte mir dieser Mangel an Loyalität gewiß eine derbe Lektion von seiten des Schmiedes eingetragen.

Hatte man im Dorfe gehofft, mit dem jungen Gebieter werde ein lustiges, fröhliches Leben in das alte Schloß einziehen, so sah man sich gründlich getäuscht.

Die ganze erste Woche verging, ohne daß sich Graf Hubert hätte blicken lassen.

Außer der großen flatternden Fahne auf dem Giebel der Bergburg verriet nichts die Anwesenheit der „Herrschaft“. Das alte Gemäuer lag still und öde da, gerade wie früher, wo nur Eulen und anderes lichtscheues Gesindel dort Unterkunft gefunden.

Gleich nach seiner Ankunft hatte der Graf durch den Johann, der heute noch das Schloß bewacht, einen an-

sehnlichen Betrag unter die Armen verteilen lassen, und auch wer sonst mit einer Bitte an das Schloßthor klopfte, wurde nie unbillig abgewiesen.

Aber Hubert erntete schlechten Dank dafür.

Was man im Dorfe von ihm erwartete, waren glänzende Feste und Schaustellungen, wobei es für die Müßigen etwas zu begaffen gäbe."

Georg schob die alte Soldatenmütze etwas in die Höhe und fuhr mit der braunen Hand über die Stirne, als wolle er seine Gedanken sammeln.

Dann setzte er, tief Atem holend, wieder ein:

„Ich hätte den Grafen wahrscheinlich nie zu Gesichte bekommen, würde er nicht meine Liebe zur Waldeinsamkeit geteilt haben.

Ein ganz eigener Zufall führte uns dort zusammen.

Und das kam so.

Als ich bei sinkender Nacht von einem meiner Sonntagsausflüge heimkehrte, erregte ein im Gebüsche zappelnder Gegenstand meine Aufmerksamkeit. Näher tretend gewahrte ich einen Hasen, der sich mit den Hinterläufen in einer Schlinge gefangen hatte und sich nun alle Mühe gab, die verlorene Freiheit wieder zu erlangen.

Mitleidig wollte ich ihm dabei behilflich sein.

Aber kaum, daß ich mein Samariterwerk begonnen, tönte plötzlich eine rauhe Stimme an mein Ohr: „Habe ich Dich endlich ertappt, Du schlechter Kerl! Warte, ich werde Dir das Wildern legen!"

Es war der Oberförster, der zu meinen erbittertsten Feinden zählte und dem, wie ich wußte, mein abenteuerliches Treiben im Forste seit jeher ein Dorn im Auge war.

Er war auf der Lauer gelegen, um den Schlingensteller beim Abholen der Beute zu betreten.

Der Schein war wider mich.

Der Beamte konnte unter seinem Diensteid aussagen, mich bei der Schlinge, den Hasen in der Hand, ertappt zu haben, und ich mochte dann beteuern, so viel ich wollte, daß ich dem gequälten Tiere nur die verlorene Freiheit wiederzugeben beabsichtigte — keiner würde mir Glauben schenken.

Blitzschnell schoß mir diese Erkenntnis durch den Kopf und raubte mir jede Widerstandskraft.

Willenlos ließ ich mir die Hände mit einer starken Hanfschnur auf den Rücken binden, deren Ende der Förster, damit ich ihm nicht entlaufe, um seinen Patronengürtel schlang.

So sollte ich — gleich einem gemeinen Diebe — durch das Dorf geführt werden.

Schon sah ich im Geiste die lachenden, schadenfrohen Gesichter. Schon hörte ich das Johlen der halbwüchsigen Kinder, die einen solchen Zug zu begleiten pflegen.

Siedend heiß schoß mir das Blut in die Schläfen!

Einen Versuch der Rechtfertigung wollte ich doch wagen! „Herr Oberförster,“ stammelte ich, „ich schwöre Ihnen . . .“ Nur Gott weiß, wie schwer mir diese wenigen

Worte fielen. Ein rohes Lachen war ihre einzige Wirkung! und ich schwieg.

Zehn Jahre meines Lebens hätte ich freudig dahingegeben, hätte ich dadurch den Versuch einer Rechtfertigung ungeschehen machen können.

Was immer geschehen würde, ich war entschlossen, von nun an allen Fragen den Stolz des Besiegten, das Schweigen, entgegenzusetzen.

Schon schickte ich mich an, stumm meinem Peiniger zu folgen, da teilte sich, wenige Schritte von mir entfernt, das Gebüsch und ein schlanker, junger Mensch in einfacher Jagdkleidung, doch ohne Gewehr, trat uns entgegen.

Sein blasses, von blonden Locken umrahmtes Gesicht erschien im Mondlicht weltfremd und geisterhaft.

Der Förster riß, sowie er seiner ansichtig wurde, den Hut vom Kopfe und wünschte im dienstlichen Tone dem gnädigen Herrn Grafen eine geruhsame Nacht.

Das also war der Graf!

Das verwöhnte Kind des Glückes!

Und er kam her, um sich an meiner Schande zu belustigen! Ich fühlte es ja, wie seine Augen auf mich gerichtet waren! Und eben deshalb blickte ich absichtlich auf die Erde, obgleich es sonst keineswegs meine Sache war, einem Auge auszuweichen.

Ich wußte nicht weshalb — aber ich w o l l t e seinem Blicke nicht begegnen.

„Warum bindest Du diesen Mann?“ fragte er mit weicher Stimme, der man es anhörte, sie habe das strenge

Befehlen lernen müssen, wie ein anderer die Sprache der Nachsicht.

„Er ist ein gefährlicher Wilddieb, Herr Graf, und ich habe ihn soeben bei frischer That ertappt!“ suchte sich der Beamte zu rechtfertigen.

„Wie heißt Du?“ fragte die weiche Stimme weiter.

Ich wußte sehr gut, daß die Frage mir galt.

Aber ich schwieg.

„Hörst Du nicht, Schlingel, der Herr Graf fragt, wie Du heißest?“ ermahnte mich der Förster zum Respekte und zerrte, um seinen Worten mehr Nachdruck zu verleihen, an der Hanfschnur.

„Georg!“ preßte ich undeutlich hervor.

„Also, Georg, warum hast Du gewildert?“

„Ich habe es nicht gethan!“ trotzte ich wild.

„Das mußt Du sagen,“ fuhr der Graf mit scherzender Ueberlegenheit fort, „sonst wirst Du unschuldig bestraft!“

War es nun der gütige Klang seiner Stimme, oder regte sich damals schon das geheimnisvolle Band, das mich später an diesen Menschen schloß — ich konnte nicht länger schweigen.

„Es ist ja umsonst!“ stieß ich hervor. „Es glaubt mir ja doch keiner!“

Einen Augenblick tiefe Stille.

Dann klang es weich und freundlich an mein Ohr: „Doch, Georg, siehst Du — ich zum Beispiel — ich glaube Dir!“

Und befehlend fügte Hubert zum Förster gewandt hinzu: „Gieb seine Hände frei!“

Ich fühlte, wie mir die Fesseln abgenommen wurden.

Ich wollte danken — aber diesmal versagte die Sprache von selbst ihren Dienst.

Scheu blickte ich meinen Retter vor Schmach und Spott an. Unsere Augen begegneten sich — zögernd, noch mit Lichtern des tödlichen Hasses das meine — offen, voll Nachsicht und Edelmut das seine.

Und plötzlich wußte ich, weshalb ich vorhin dieses Auge nicht sehen wollte!

Weil ich den ganzen Menschen lieben mußte — wenn ich ihm einmal ins Auge geblickt!

Ja, mein lieber Herr — Sie können es mir getrost glauben! Es giebt eben Augen, ohne die, hat man sie erst einmal leuchten gesehen, einem die ganze Welt grau und undenkbar däucht, gerade wie ohne Sonne, Licht und Sterne!

Damals freilich hatte ich zu solchen Gedanken keine Zeit. Denn ohne meinen Dank abzuwarten, nickte mir der Graf freundlich zu und schritt langsam, vom Förster gefolgt, den Waldpfad entlang.

Ich blieb verwirrt und beschämt mir überlassen.

Wie ein Alp, der bisher jedes Keimen verhindert, war es mir von der Brust gefallen.

Ich atmete freier.

Es war der Haß und der Neid, die sich langsam, wie der Schnee beim ersten warmen Wehen des Frühlings, von meinem Herzen lösten.

Von meinem Herzen, das bisher eigenmächtig lieben oder hassen wollte, und nach dessen Schlag noch keiner gefragt.

Einige Tage später begegnete ich dem jungen Grafen abermals im Walde. Er frug mich, ob ich den Weg zum Hundskopfe, einem stumpfen Bergkegel, kenne und ob ich ihm als Führer dienen wolle.

Nur ungern erklärte ich mich bereit, denn ein guter Rest Groll lag noch in meiner verbitterten Seele versteckt.

Aber während wir langsam den steilen Weg emporklommen, verstand er es meisterhaft, durch kluges Fragen mich allmählich gesprächig zu stimmen.

Der peinliche Vorfall bei unserer ersten Begegnung wurde mit keiner Silbe berührt.

Auf dem Heimwege waren wir uns bereits bedeutend näher gerückt.

Er schien an mir Gefallen zu finden, denn beim Abschiede verabredeten wir für den kommenden Sonntag einen neuerlichen Streifzug. Aber ich sollte ihn nicht etwa im Schlosse abholen, sondern wir wollten uns im Walde treffen. Der Hundskopf schien uns beiden zu diesem unschuldigen Stelldichein gerade geheimnisvoll genug.

Herr! Sie werden es nicht begreifen, wie ein junges Herz gegen so viel Freundliches dermaßen verhärtet sein kann, aber kaum war ich dem sonnigen Einflusse Huberts entzogen, da regte sich gleich wieder der alte Trotz und ich bereute, meine Zusage gegeben zu haben.

Da ich jedoch mein Wort verpfändet, wollte ich es

auch einlösen. In gar zu ungünstigem Lichte wäre ich doch schon damals dem jungen Gutsherrn nicht erschienen.

Der nächste Sonntag war ein kalter, regnerischer Geselle und nichts weniger als einladend, den Wald zu durchstreifen. Ich hoffte, der verwöhnte Grafensohn würde nicht Wort halten. Aber ich irrte.

Noch ehe die Uhr auf dem Kirchturme die verabredete Stunde geschlagen, kam er den steilen Waldpfad herauf.

Trotzdem er langsam gegangen, flog sein Atem, als hätte er einen anstrengenden Marsch hinter sich. Seine Wangen dagegen bedeckte erschreckende Blässe.

Ohne auf seinen Zustand zu achten, begrüßte er mich wie einen langjährigen Freund und frug, was ich die Woche über getrieben habe. Alle meine kleinen Erlebnisse mußte ich ihm haarklein berichten, und es war wahrhaft rührend, welche Aufmerksamkeit er den geringsten Vorkommnissen schenkte.

Mit unserem Streifzuge aber war es für diesmal nichts. Hubert fühlte sich die letzten Tage angegriffen, sodaß es ihm bereits Mühe gekostet, den Weg bis auf den Hundskopf zurückzulegen.

Aber der nächste Sonntag sollte uns wieder vereinen.

So hielten wir es den ganzen Oktober.

Er warb um meine Freundschaft.

Ich kann es mir heute noch nicht erklären, welchen Gefallen er an meinem Umgange finden konnte!

Wenn ich ihn diesbezüglich mit Fragen bestürmte,

dann lächelte er seltsam schön und nannte unsere Beziehung eine jener Wahlverwandtschaften, wie sie zu allen Zeiten einzelne Menschen verbunden.

Und das seien die schönsten Lichter auf dem dunklen Gemälde der einzelnen Epochen.

Der Allerseelentag rückte heran.

Uns beiden erschien es selbstverständlich, daß wir den Nachmittag zu einem gemeinsamen Ausfluge verwenden müßten.

Zur gewohnten Stunde trafen wir uns im Walde und streiften ohne festes Ziel planlos landeinwärts.

Dabei gewahrten wir gar nicht, wie sich das Firmament über unseren Häuptern allmählich zu verdunkeln begann.

Erst ein grollender Donner, dem gleich darauf schwere, klatschende Regentropfen folgten, machte uns auf das drohende Gewitter aufmerksam.

Was half es, daß wir gleich den Heimweg anschlugen! Der Sturm brauste uns mit solcher Gewalt entgegen, daß Hubert ihm nur mit Anstrengung aller Kräfte Trotz bieten konnte.

Ich schlug daher vor, hier auf dem Waldfriedhofe Schutz zu suchen, da, dank dem Allerseelentage, das Kirchlein voraussichtlich geöffnet sein würde.

Er war es zufrieden.

Kaum hatten wir das schützende Dach erreicht, so brach der Orkan mit verdoppelter Gewalt los.

Die Bäume ächzten im Sturme, das welke Laub aus dem Walde und die frischen Blumen auf den Gräbern

wurden wirbelnd durch die Luft getragen, bis ein wolkenbruchartiger Regen besänftigend auf die Erde niederrauschte. Dazwischen lange, flackernde Blitze und dröhnende Donnerschläge!

In der Kapelle herrschte geheimnisvolles Dunkel.

Ein entnervender Geruch von Weihrauch und erloschenen Kerzen erinnerte an die vor wenigen Stunden vollzogene Zeremonie. Der Altar trug noch den düsteren Trauerschmuck. Einer der hohen, mit silbernem Papier beklebten Leuchter war umgestürzt und lag quer über der weißen Decke, sodaß man sein hohles, hölzernes Innere gewahrte.

Hubert hatte die Thüre weit geöffnet und eine der Betbänke nahe zum Ausgange gerückt.

Die gedrückte, schwüle Luft schien ihn zu beängstigen. So saß er, die schmalen, weißen Hände über dem Knie gefaltet, und blickte schwermütig in die aufgewühlte Natur.

Bei der grellen, zuckenden Beleuchtung der Blitze erschien mir sein Antlitz erschreckend bleich und entstellt. Seine Augen aber blickten fest und starr, wie die eines mutigen Menschen, der einem unentrinnbaren Geschick gefaßt entgegensieht, ohne sich jedoch des Grauens ganz erwehren zu können.

Seiner Gewohnheit entgegen war er schweigsam und in sich gekehrt. Anfangs schrieb ich diese Stimmung dem Eindrucke des Sturmes zu gute, der ja für ein Stadtkind genug des Erschreckenden bot.

Aber da gewahrte ich, wie sein Auge in feuchtem

Glanze schimmerte, bis allmählich an seinen langen Wimpern eine große, einsame Thräne perlte.

Zitternd löste sich der helle Tropfen und rollte langsam die junge Wange hinab.

Und in diesem Augenblicke erkannte ich, wie sehr er meine Seele erobert hatte.

Ich warf mich vor ihm auf die Kniee, tastete nach seiner Hand und flehte um sein Vertrauen.

Ich flehte darum, wie ein Bettler um ein Almosen, wie ein Verzweifelter um das Leben!

Mein Stolz, meine Zurückhaltung, alles war geschwunden in dem Augenblicke, als ich ahnte, daß er litt!

Keine Erniedrigung wäre mir zu entehrend, kein Preis zu hoch erschienen!

Mir war es, als hätte ich erst jetzt ein Recht, ihn zu lieben! Und da — hingerissen durch mein flammendes Flehen — gestand er mir mit zuckenden Lippen, beim Heulen des Sturmes und krachenden Donnerschlägen, wie namenlos elend er war!

Von einem unheilbaren Herzleiden, das schon seinen Vater hinweggerafft, befallen, ahnte er seinen frühen Tod!

Von Tag zu Tag konnte er das Fortschreiten des Leidens wahrnehmen.

Und er liebte das Leben!

Er liebte es nicht nur, weil er für die Sonne, das Licht und das Schöne empfänglich war, sondern hauptsächlich, weil er eine Schuld sühnen zu müssen wähnte.

Eine Schuld und dieser vortreffliche Mensch! So unglaublich es auch klingt, es war dem so.

Trotz seiner großen Jugend hatte Hubert die Liebe bereits kennen gelernt. Ein junges Mädchen hatte ihm heftige Leidenschaft eingeflößt.

Dieses Verhältnis war nicht ohne Folgen geblieben.

Und er mit seinem feinen Rechtsgefühl, er fühlte schwer die Verpflichtung, jenes Mädchen zu seiner Gattin zu erheben und jenem Kinde einen ehrlichen Namen zu geben.

Das arme Geschöpf, das durch ihn selig und unselig geworden, nicht zum Altare zu führen, schien ihm ein Akt des schwärzesten Verrates.

Er hätte auch keinen Augenblick gezögert, allen Standesvorurteilen zum Trotze, nach Recht und Gewissen zu handeln. Da er jedoch minderjährig war, scheiterte sein guter Wille an dem seines Vormundes.

Es war zu so heftigen Auftritten gekommen, daß Huberts zarte Gesundheit durch die fortgesetzten Aufregungen argen Schaden gelitten.

Drei Wochen lang hatte er schwer krank darnieder gelegen. Die besten Aerzte waren eiligst aus der Residenz verschrieben worden und durch ihren Beistand hatte sich der Kranke allmählich erholt.

Des Oheims Starrsinn schien durch diese Wendung gebrochen. Eines Tages hatte er dem Genesenden eröffnet, er würde seine Einwilligung nicht länger versagen, wenn Hubert feierlich bei dem Andenken seiner Mutter gelobe,

ein volles Jahr seine Verlobte weder zu sehen noch irgend einen Verkehr mit ihr zu unterhalten.

Dieser Vorschlag mußte auf den ersten Blick als eine nicht allzu unbillige Prüfung der Liebesleute erscheinen.

In diesem Sinne hatte Hubert bereitwillig in die versöhnliche Hand des Oheims geschlagen und jenes Versprechen auf das Kruzifix gelobt.

Er war ja seiner selbst so sicher.

Durch einen letzten Brief wurde die Geliebte verständigt und er war, wie es vereinbart, abgereist.

In einem Jahre wollte er wiederkommen und sein Wort einlösen.

Aber die Rechnung des schlauen Vormundes war anders gestellt.

Ein erneuter, von den Aerzten vorhergesehener Anfall des alten Leidens hatte Hubert in Wien bald darauf auf das Lager geworfen.

Und da hatte ihn zum ersten Male die entsetzliche Furcht, er würde sterben, ehe die ausbedungene Frist abgelaufen, erfaßt!

Das Mädchen und das Kind wären dann für immer der Schande preisgegeben!

Seit jenem Tage stand dieses Gespenst bei Tag und Nacht drohend hinter ihm.

Deshalb war er in die alte Burg seiner Ahnen geflohen!

Hier wollte er in Ruhe und Abgeschiedenheit leben — nur von dem Willen beseelt, den morschen Körper so lange

zu erhalten, bis er die Ehre seines Kindes fleckenlos hinterlassen könnte.

Das alles erzählte er mir mit fliegendem Atem und leuchtenden Augen. Dann fragte er mich, wie es meiner Ansicht nach um ihn bestellt sei? Dabei blickten seine Augen so todestraurig und qualvoll, daß ich fast laut aufgeschluchzt hätte.

Mit unsagbarer Mühe gelang es mir, ihn zu beruhigen. Seine harten Sorgen wegzuscherzen, dazu fühlte ich nicht die Kraft in mir. Ich schloß ihn daher in meine Arme und sprach ihm wie einem geliebten Kinde Trost zu. Ich sprach von Gott, vom Paradiese, von der ewigen Gerechtigkeit — von lauter Dingen, deren man sich im Leiden erinnert, selbst wenn man den Glauben an sie längst verloren hat.

Ich meinte es zu fühlen, wie er vertrauensvoll auf meine Worte baute.

Und sehen Sie — da war ich zum ersten Male in meinem Leben wahrhaft glücklich!“

Georg hielt inne und blickte mich fragend an, als erwarte er von mir die Lösung dieses seelischen Vorganges.

Der bewegte Vortrag seiner Erzählung hatte mich jedoch so nachhaltig ergriffen, daß ich, unfähig, ein Wort zu stammeln, ihm bloß stumm zuzunicken vermochte.

Der Invalide gab sich damit zufrieden und fuhr nach einer kleinen Pause fort:

„Drei Tage später trat ein herrschaftlicher Diener in

unsere Schmiede und lud mich im Auftrage des jungen Grafen ein, ihm auf das Schloß zu folgen.

Sie können sich vorstellen, welchen Eindruck dieser Ruf auf meinen Meister und die Gesellen machte, hatten sie doch von meinen geheimnisvollen Zusammenkünften keine Ahnung, da selbst der Förster reinen Mund gehalten. Aber ich selbst war nicht weniger bestürzt als meine Umgebung.

Was konnte Hubert veranlaßt haben, unserer Abmachung so schroff zuwider zu handeln?

Auf all mein Befragen wußte der Diener nur den Bescheid, sein Gebieter müsse seit zwei Tagen das Zimmer hüten.

Im Schlosse angelangt, führte man mich sogleich zum Grafen.

Er lag in seinem hohen Himmelbette und lächelte mir aus seinen weißen Kissen freundlich entgegen. Dann bat er mich in seiner liebenswürdigen, scherzenden Art um Verzeihung wegen des Verrates am Geheimnis unserer Freundschaft. Aber das böse Leiden mache sich in so hohem Grade fühlbar, daß er für lange Zeit den Wald nicht wieder werde betreten können.

Und da wollte er, wenn seine Liebe schon im Schatten blühen müsse, wenigstens die Freundschaft im Sonnenlichte offen bekennen.

Vorsichtig rückte er mit allerlei Plänen hervor.

Ich sollte meine Schmiede für immer verlassen und in seiner nächsten Umgebung verbleiben bis zu dem Tage seiner Verehelichung.

Dann würde er mich nach erreichter Mündigkeit über die Bergburg und die dazu gehörigen Ländereien als Verwalter mit fast uneingeschränkten Herrenrechten einsetzen.

Ich sollte dort herrschen, wo ich so viele Demütigungen erlitten.

War diese Aussicht schon verlockend genug, so wußte Hubert die Frage noch dazu derart zu drehen und zu wenden, daß es den Anschein gewann, als erheische er ein großes Opfer von meiner Freundschaft.

Ich hätte der widerspenstigste Mensch auf Gottes Erde sein müssen, wäre ich noch länger starrköpfig geblieben.

So zog ich auf das Schloß.

Wie man im Dorfe den Umschwung meiner Verhältnisse aufnahm, erfuhr ich nie. Denn damals kam ich lange Monate hindurch nicht aus dem Umkreise der Bergburg, und als ich später auf und davon zog — da frug ich nicht viel darnach, was Müller und Schulze über mich gesprochen hatten.

Eine herrliche Zeit brach an!

Obgleich sich Hubert nicht mehr ganz erholte, kamen doch Tage, ja selbst Wochen, in denen uns sein Befinden zu den besten Hoffnungen berechtigte.

Aus jener Zeit stammt auch das Bild, von dem Sie sprachen!

Es sollte mir zur Erinnerung an ihn dienen, wenn ich in seinem Namen die Bergburg regierte.

Eine helle Freude hatte er an meinem Geigenspiel.

So unfertig und holperig es war, er konnte ihm

stundenlang lauschen und behauptete, in den einfachen Melodien ein Stück meines Ichs zu entdecken.

Er war eben kein Mensch wie die übrigen.

Die langen Abende suchten wir durch das Schachspiel, das er mich mit unerschöpflicher Geduld gelehrt, zu verkürzen.

So verstrich der Winter.

Der Reif fiel von den Bäumen.

Das Frühjahr brach an.

Nur noch einige Monate und die vom Oheim gesetzte Frist war abgelaufen.

Aber Hubert wurde immer kränker.

Im April konnte er noch an warmen, sonnigen Tagen, auf meinen Arm gestützt, den Garten besuchen.

Im Mai jedoch — den sie den Wonnemonat nennen — war er nicht mehr im stande, sein Lager zu verlassen.

Immer entsetzlicher beschlich ihn die Gewißheit des Todes.

Durch qualvolle Stunden rang er nach Luft! Immer mutig, immer kämpfend — denn er wollte leben, um seine Ehre einzulösen.

Ein Martyrium, wie man es sich nicht entsetzlicher ersinnen kann, begann.

Schwerer als er hat kein Sterblicher eine Schwäche gebüßt.

Die Nächte waren meist schlaflos.

In Schweiß gebadet saß er in seinen Kissen, die schmalen Hände in die gelbe Seide der Decke gekrallt, das schöne, klare Auge starr vor sich hingerichtet.

O, ich kannte diesen Blick und was er bedeutete!

Sein ganzer eiserner Wille zum Leben, zur Ehre lag darin verkörpert.

Das einzige, was Hubert in solchen Stunden Ruhe und Zerstreuung gewährte, war meine Geige.

Bei den Klängen der einfachen Liedchen wich oft die Spannung von seiner Seele und müde lächelnd nannte er mich seinen David.

So haben wir oft gemeinsam das junge Morgenrot begrüßt.

Er beschwor seinen Oheim in heißen, leidenschaftlichen Briefen.

Eine kühle, ablehnende Antwort traf ein, die auch den Besuch eines berühmten Arztes ankündigte.

Seinem Körper wollte man jede erdenkliche Erleichterung gewähren, aber seiner gepeinigten Seele nicht den Frieden geben.

Der Gelehrte gab sich redliche Mühe, das schon flackernde Licht zu erhalten.

Aber seine Kunst war vergebens.

Trotz aller aufmunternden, tröstlichen Worte gelang es ihm nicht, auch nur den Schein einer Hoffnung zu erwecken.

Bald beschränkte er sich darauf, die Schmerzen lindern zu wollen.

Gegen die peinigende Schlaflosigkeit verschrieb er ein Opiat, das dem Kranken die ganze Nacht hindurch in kleinen Mengen gereicht werden mußte, da eine größere Dosis, auf

einmal dem schwachen Organismus zugeführt, die schlimmsten Folgen hätte nach sich ziehen können.

Mir lag es ob, ihm die Arznei zu reichen.

Meine Gewissenhaftigkeit und Ausdauer bei Huberts Abwartung hatten mir allmählich das Vertrauen und Wohlwollen des Doktors errungen.

Eines Nachmittags stahl ich mich auf sein Zimmer und beschwor ihn, mir die Wahrheit zu sagen. Er mochte Mitleid mit mir empfinden oder auch meine Frage auf ein gewöhnliches, egoistisches Moment zurückführen — kurz, er ließ sich erweichen und gestand mir, daß schon in den nächsten Tagen die Katastrophe unausbleiblich eintreten müsse.

Und er hatte recht.

Immer rascher griff der Verfall um sich.

In einer stillen Nacht — ich war ermattet in einem Lehnstuhle eingeschlummert — rief Hubert leise meinen Namen.

Wie ich an sein Bett trat, tastete er nach meiner Hand und fragte mich, sie fest in der seinen haltend, auf Ehre und Gewissen: „Georg, glaubst Du, daß ich die Zeit erleben werde?“

Ich wußte, welche Zeit er meinte und wie sehr sein Herz an der Bejahung dieser Frage hing.

Es wäre bei Gott eine fromme Lüge gewesen!

Aber wie er mich so vertrauensvoll anblickte — mußte ich die Wahrheit sagen!

Der Herr vergebe mir diese Grausamkeit!

Er nickte mir zu und flüsterte, er fühle es selbst.

Dann verlangte er Feder und Papier und schrieb einen langen Brief an jenes Mädchen.

Er könne sein Wort nicht einlösen — denn stärker als seine Ehre sei der Tod.

Aber sich feige aus der Welt schleichen, ohne sein Unrecht einzugestehen, das wolle er nicht.

Das Bewußtsein seiner Schuld werde erst der letzte Atemzug ihm rauben.

Dieses Schreiben befahl er mir, auf die Post zu tragen.

Seit jener Nacht schien er den Kampf aufgegeben zu haben.

Still und ergeben lag er in seinen Kissen, der Welt und dem Leide entrückt.

Er erwartete den Tod.

Manchmal bat er mich, zur Geige zu greifen.

Aber ich mußte ihm diese Bitte abschlagen, da es mir der Arzt in letzter Zeit streng verboten.

Ohne zu murren, fügte er sich auch darein.

Gegen Abend des sechsten Tages rollte eine Extrapost in den Schloßhof.

Von einer bösen Ahnung getrieben, verließ ich das Krankenzimmer, um Erkundigungen einzuziehen.

Es hieß, der Oheim des Grafen sei eingetroffen und habe, ehe er dem Schloßherrn gemeldet würde, den Arzt zu sprechen verlangt. Wenn es eine Vorsehung giebt, so war sie es, die mich jetzt handeln hieß.

Ohne mir Rechnung zu legen, was ich eigentlich that, nur vom Triebe beseelt, Hubert gegen eine Gefahr zu

schützen, die ich instinktiv ahnte, eilte ich in das zweite Stockwerk und schlich mich leise in die an die Stube des Arztes stoßende Kammer.

Durch die dünne Thür vermochte ich jedes Wort, das drinnen gesprochen wurde, zu belauschen.

„Graf Hubert ist also nicht mehr im stande, eine so erschütternde Nachricht zu vernehmen?“ hörte ich eine mir unbekannte Stimme fragen.

„Nein, entschieden nein!“ erwiderte der Arzt. „Wir erwarten stündlich die Auflösung.“

„Aber Sie sagen selbst, es könne noch Tage dauern!“ forschte die fremde Stimme.

„Im besten Falle drei — vier Tage! Ein so heftiger, seelischer Schmerz müßte jedoch unbedingt die Frist verkürzen!“

„Und dafür stehen Sie ein, Herr Doktor?“

„Mit meiner vollen Ehre als Arzt!“

Aufgeregte Schritte erschollen, dann plötzlich Stille. Der Oheim flüsterte mit gedämpfter Stimme etwas dem Arzte zu.

„Aber wie konnte das Unglück nur geschehen?“ fragte dieser ebenfalls leise, jedoch deutlich genug, daß ich jedes Wort verstehen konnte.

Der andere stampfte unwillig auf die Diele. „Wer konnte das ahnen!“ rief er zornig. „Mittags war das Mädchen bei mir und wies einen Brief Huberts vor, in dem ihr dieser von seinem Tode sprach. Sie beschwor mich, die Ehe zu bewilligen — ihres Kindes halber. Natürlich mußte ich ihre Bitte abschlagen. Darauf ging sie anscheinend

völlig ruhig von mir. Zwei Stunden später — zog man sie und ihr Kind als Leichen aus dem Teiche!"

„Schrecklich!" stöhnte der Arzt. „Und Graf Hubert muß dieses Drama erfahren?"

„Ich sehe keinen Ausweg!" entgegnete der andere dumpf. „Ihr letzter Wille ist an ihn gerichtet."

„Gut denn!" entschied der Gelehrte. „Ich will Ihnen beistehen!"

Ich hörte, wie er sich erhob und den Stuhl rückte.

Siedend heiß schoß mir das Blut in die Schläfen.

Ich dachte keinen Augenblick an das traurige Los der Selbstmörderin! Was galt die mir! Aber jene zwei Männer, die hinuntergehen wollten und meinem Hubert das Herz brechen!

Alles andere auf der Erde erschien mir geringfügig gegen diese ungeheure That!

Es wußte ja keiner außer mir, wie er leiden würde! Wie er leiden konnte!

Eine wahnwitzige Hoffnung überkam mich, er sei in diesem Augenblicke gestorben.

Sie würden zu spät kommen!

Es war mir fast Gewißheit!

Ich stürmte die schmale Treppe hinunter — durch die Wohnräume — in das Schlafgemach — zu seiner Leiche — wie ich hoffte! hoffte!

Aber Gott war nicht barmherzig! Er lebte!

Er schien sogar etwas geschlummert zu haben.

Auf seiner blassen Stirne thronte schon der erhabene Friede des Todes.

Und wie ich diesen Frieden sah — ich, der ich wußte, wie mühsam und wie schmerzvoll er errungen — da schwor ich mir zu: So lange du lebst — soll keiner ihm seine Ruhe rauben! Für seinen Frieden — alles! Dein Blut — dein Leben — deine Ehre!

Und mit fiebernder Hast füllte ich den kleinen Becher mit dem starken Opiate bis zum Rande und reichte ihn meinem Liebling mit dem einzigen Worte: „Trink!"

Ich hörte Schritte im Nebenzimmer. Es war der Oheim! Jeden Augenblick mußte er eintreten.

Und Hubert zögerte.

Die große Dosis, meine Erregung fielen ihm auf. Zweifelnd, mich voll anblickend, frug er: „So viel?"

„Ja! Trink!" preßte ich heiser hervor. „Wenn Du mich lieb hast, so — trink!"

„Gut!" entgegnete er. „Aber dann mußt Du mir auf Deiner Geige etwas spielen! Versprichst Du mir das?"

Ich nickte: „Alles, was Du willst!"

Er blickte mir fest in die Augen — mit feierlichem Ernste — dann trank er lächelnd mir zu — auf einem Zuge — das ganze Glas!

Ich glaube, er hatte es verstanden, daß ich ihn töten wolle! Und im Vertrauen zu mir — starb er!"

Der alte Invalide schlug die Hände vor das Gesicht und schluchzte laut auf. Die Erinnerung an jene entsetzliche Stunde hatte ihn leidenschaftlich übermannt.

Erst nach einer guten Weile war er wieder so weit Herr seiner selbst, daß er in seiner Erzählung fortfahren konnte:

„Kaum hatte Hubert das Gift getrunken, so sank er entkräftet in die Kissen zurück. Er erfaßte meine Hand und einige Minuten später schloß er die Augen.

In diesem Augenblicke trat der Oheim und der Arzt ein.

Ich winkte ihnen, sich ruhig zu verhalten und flüsterte, so leise ich nur konnte, daß die Auflösung nahe.

Aber das feine Ohr des Sterbenden mußte meine Stimme trotzdem vernommen haben.

Ein leiser Druck seiner schmalen Finger sagte mir ein letztes Lebewohl.

Ich kniete nieder, legte seine lieben Hände ganz in die meinen und hauchte sie an.

Dabei fühlte ich, wie sie immer kälter und steifer wurden.

Eine halbe Stunde später hatte Hubert ausgelitten!“

Georg atmete tief auf und schwieg.

„Und was geschah aus Ihnen?“ fragte ich ergriffen, mit wahrem Interesse für diesen mutigen Menschen.

„Aus mir?“ Er zuckte wegwerfend die Achseln. „Mir wurde mehr Gnade, als mir nach Menschenrecht gebührt. Natürlich hatte der Arzt sogleich die Ursache des Todes erkannt. Aber man begnügte sich, um all dem Gerede aus dem Wege zu gehen, mich mit Schande und Spott wegen „arger Fahrlässigkeit“ aus dem Hause zu jagen. Die ganze Tragweite meiner That erfuhr niemand als der Oheim, der

Arzt und der Johann, dem man als Preis seines Schweigens den Kastellanposten anbot.

Arm wie eine Kirchenmaus war ich in das Schloß gezogen und ohne einen Heller in der Tasche verließ ich es wieder.

Aber einen Schatz an Erinnerungen nannte ich mein eigen, reich genug, um ein langes Menschenleben mit sittlichem Gehalte, Poesie und wehmütiger Freudigkeit auszufüllen.

Auf seinen ausdrücklichen Wunsch wurde Hubert hier oben, auf dem damals schon nicht mehr benutzten Waldfriedhofe bestattet.

Sowie sie ihn zur Ruhe getragen, war meines Bleibens nicht länger.

Im tiefsten Dickichte des Hundskopfes versteckt, wartete ich den Tag des Begräbnisses ab. Denn ich wollte mich überzeugen, ob er gut gebettet würde.

In stiller, mondheller Nacht schlich ich mich auf das Grab, bestreute es mit Waldblumen und benetzte es mit meinen Thränen.

Dann zog ich hinaus in die weite Welt.

Aber ich konnte keinen Frieden finden.

Nicht etwa, daß ich meine That bereute!

Ein anderer Vorwurf belastete mein Gewissen."

Georg hatte bisher klar und vernehmlich gesprochen. Jetzt aber sank plötzlich seine Stimme zu einem geheimnisvollen Flüstertone herab.

Mit einem scheuen Blicke fuhr er fort:

„Ich habe meinem Lieblinge nicht Wort gehalten!

Ich habe ihn nicht, wie ich es versprochen, mit meiner Geige in den Tod gespielt!

Sehen Sie — das raubte mir die Ruhe!

Denn wenn sich ein Mensch über einen andern ein so hohes Recht anmaßt, wie ich es über meinen Freund gethan — dann darf er ihm gegenüber auch nicht die geringste Schuld auf dem Gewissen tragen.

Das Jahr 1848 brach an.

Als die ersten Schüsse fielen, ließ ich mich in die Armee einreihen.

Unter welcher Fahne ich focht, das galt mir gleich.

Ich wollte nur ehrlich totgeschossen werden.

Und Sie sehen, es wäre mir fast gelungen!“

Dabei wies Georg mit trübem Lächeln auf sein verbundenes Auge und sein hölzernes Bein.

„Auf demselben Schlachtfelde, wo ich zum Krüppel wurde, lag ein Toter, der in meinem Leben eine Rolle gespielt. Es war der Oheim des Grafen. Eine Kugel in den Rücken hatte seinem Leben ein Ende gemacht.

Sie sagten, die eigenen Soldaten hätten den allzuharten Vorgesetzten erschossen!

Fünf Monate lag ich im Lazarette und konnte nicht sterben. Meine Zeit war eben noch nicht gekommen.

Ich zog wieder hierher und wurde zum alten Leiermann, der viel herben Spott und bittere Kränkung ertragen muß.

So oft ich nur kann, komme ich heraufgehumpelt und spiele auf meines Huberts Grab all die Lieder, zu denen er einst gelächelt hat.

Wenn ich ihm genug gespielt habe — dann werde ich sterben dürfen!

So Gott will, wird es nicht mehr allzu lange währen!

So — nun kennen Sie meine Geschichte!"

Er erhob sich und reichte mir die Hand zum Abschiede.

Da ich ihm gerne manches Freundliche und Tröstliche gesagt hätte, das mir nicht sogleich von der Zunge wollte, bot ich ihm an, ein Stück des Heimweges gemeinsam zurückzulegen.

Er aber schüttelte verneinend den Kopf.

Für mich sei es hohe Zeit, den verplauderten Schlaf einzuholen. Er dagegen habe noch Arbeit vor sich.

So trennten wir uns — als gute Freunde, wie ich glaubte. Nur ungern und zögernd entschloß ich mich nach all dem Seltsamen zur Rückkehr durch den stillen, mondbeschienenen Wald.

Kaum hatte ich einige hundert Schritte zurückgelegt, tönte schon wieder die lustige und doch klagende Melodie des alten Geigers hinter mir.

Ich wandte mich noch einmal um und brach mir durch das Dickicht Bahn, sodaß ich einen Ausblick auf den Friedhof gewann.

Dort saß Georg wieder in der Mitte der halb eingesunkenen Gräber, gerade wie ich ihn vor einer Stunde angetroffen, die alte Militärmütze hoch aus der Stirne geschoben

und das welke Gesicht mit dem Ausdrucke heißer, schwermütiger Sehnsucht der blassen Mondscheibe zugekehrt, die mild und verständnisvoll seinem Spiele zu lauschen schien.

*

Hatte ich nun zu sehr des Geigers gedacht und zu wenig auf den Weg geachtet, oder täuschte mich die unsichere Helle der Sommernacht, kurz — ich verlor die Richtung und irrte eine gute Stunde durch das junge Gehölz, ohne einen gangbaren Pfad auffinden zu können.

Da war es denn das klügste, ich entschloß mich, mein Quartier unter freiem Himmel aufzuschlagen.

Ein passender, geschützter Ort war bald entdeckt und die Ermüdung trug ihren Teil dazu bei, daß ich das Lager nicht allzu hart fand. Als ich aus meinem tiefen Schlummer erwachte, war es schon heller Tag.

Ich fand mich leicht zurecht und traf frühzeitig genug in der Anstalt ein, um meine letzten Vorbereitungen zur Abreise anzuordnen.

Der Weg zum Bahnhofe führte mich zum letzten Male durch die Lindenallee.

Georg stand schon auf seinem Platze und drehte seine Orgel wie alle Tage.

Natürlich befahl ich dem Kutscher, anzuhalten, und stieg aus dem Wagen, um den Invaliden zu begrüßen.

Er aber schien mich nicht zu kennen!

Ja — als ich es versuchte, mich in sein Gedächtnis

zurückzurufen, leugnete er die ganze abenteuerliche Begegnung in ziemlich schroffen Worten.

Ich müsse geträumt haben!

Er sei diese Nacht weder auf dem Waldfriedhofe gewesen noch mit mir anderswo zusammengetroffen.

Dabei blieb er.

Verstimmt setzte ich die Reise fort.

Wahrscheinlich bereute der Alte, einer Menschenseele Einblick in sein Inneres gewährt zu haben.

Nur der zahnlose Mund und der breite, unschöne Dialekt des Invaliden machten mich irre!

Bei unserer nächtlichen Zusammenkunft hatte ich weder den einen noch den anderen an Georg bemerkt.

Dazu hatte mich die Sicherheit des Alten verwirrt.

War die ganze Begegnung etwa wirklich nur ein Traum gewesen?

Aber wie konnte ich von dem Waldfriedhofe und Huberts Grab träumen, von denen beiden ich früher nichts wußte und deren Vorhandensein mir nachträglich der ortskundige Kutscher bestätigte?

Mater dolorosa.

Es sind schon einige Jahre her, da führte mich mein Beruf im Spätherbste nach A.

Das Städtchen birgt keinerlei Sehenswürdigkeiten. Das einzige bemerkenswerte Gebäude ist ein alter romanischer Thurm, der es der Gepflogenheit seines Baustiles, vom Kirchenschiffe abseits zu stehen, verdankt, daß die Feuersbrunst, die vor Jahrzehnten das Gotteshaus zerstörte, ihn verschonte.

So hatte ich gar bald meine neue Heimat einer gründlichen Besichtigung unterzogen und sah mich genötigt, den Bannkreis des Städtchens zu überschreiten, wollte ich nicht durch einen in den wenigen Straßen zur Schau getragenen Müßiggang die unwillige Neugierde der thätigen Bewohner erregen.

Selbst der bornierteste Lokalpatriotismus vermag nicht der Umgebung A.'s einen landschaftlichen Reiz abzugewinnen. Nach allen Seiten breitet sich eine weite Ebene aus, die von Norden nach Süden von einer unabsehbaren, geradlinigen, mit schlanken Pappeln eingesäumten Chaussee durchzogen wird.

Nur im Osten bieten einige bewaldete Hügelrücken dem Auge einen willkommenen Ruhepunkt.

Ein Komplex schlecht bebauter Felder, durch einige wild aufgewühlte Kiesgruben gähnend zerrissen, dehnt sich zwischen dem Städtchen und jenem Höhenzuge aus.

In seiner Mitte erhebt sich ein weitläufiges, altersgraues Gebäude, das ebenso gut als Kloster wie als Kaserne Dienste leisten könnte.

Ein kotiger Feldweg führt von der Chaussee abzweigend zu jenem trostlosen Mauerwerk.

An der Wegkreuzung steht eine kleine Kapelle. Bis zu dieser hatte ich meine Entdeckungsreise ausgedehnt. Durch die weitgeöffneten Thüren fiel mein Blick gerade auf das Altarbild. Es stellt die Gottesmutter dar.

Eine große Anzahl wächserner Hände, Füße, Säuglinge, ja selbst Tiere hängen als fromme Dankopfer an den eisernen Stäben des Gitters, das sich um den Altar hinzieht.

Neugierig betrachtete ich das wunderthätige Gnadenbild. Es ist kein Kunstwerk.

In einfacher, fast naiver Zeichnung stellt es die Mutter des Erlösers dar. Die eckigen, schlaff herabhängenden Arme und ausgebreiteten Hände sollen augenscheinlich die demutsvolle Ergebung versinnbilden. Aber weit besser als durch diese hergebrachte, theatralische Haltung ist es dem Maler gelungen, den seelischen Schmerz im Ausdrucke der Züge wiederzuspiegeln. Auf dem keineswegs schönen Gesicht liegt ein Hauch herben Entsagens und selbstbewußter

Kraft. Man sieht es dieser Frau an, daß sie ihr schweres Leid für eine große und gerechte Sache trägt.

Daß weder die üblichen Engelsköpfe sie umschweben, noch andere himmlische Zuthaten den heiligen Stand der Leidenden verraten, kann den Eindruck des Gemäldes nur fördern.

Ich glaube, es war dies eine wohldurchdachte Absicht des Künstlers. Traute nun aber der Pfarrer seiner Gemeinde kein so hohes Verständnis zu, oder hatte die Inschrift gleich wie die wächsernen Herzen, Hände und Tiere eine fromme Deutung — man hatte auf den Rahmen mit großen, vergoldeten Buchstaben die Worte gesetzt: Mater dolorosa.

Es war inzwischen spät geworden. Im Städtchen läuteten die Abendglocken und mahnten mich zur Heimkehr.

Wie ich aus der Kapelle trat, gewahrte ich eine seltsame Gruppe, die raschen Schrittes die Chaussee heraufkam.

Es mochten etwa fünfzig Frauen sein, alle gleichmäßig in düsteres Grau gekleidet und paarweise wie in einer Prozession geordnet.

Aber keine Fahne und kein Kreuzträger zog ihnen voran. Nur ein Mann mit einer gelb umbordeten Dienstkappe gab ihnen das Geleite.

Es war kein Zweifel — ich hatte eine Abteilung Sträflinge vor mir.

Der traurige Zug bog in den Feldweg ein.

Das weitläufige, altersgraue Gebäude, das ich für ein Kloster oder eine Kaserne gehalten hatte, schien der dritte

Faktor der modernen Gesellschaft — das Gefängnis — zu sein!

Ich trat zur Seite, um die Unglücklichen an mir vorüber zu lassen. Alle Altersstufen waren unter ihnen vertreten. Junge, blühende Gesichter und welke, runzelige Matronenwangen. Große, starkknochige Weiber und hilflose, gebeugte Gestalten. Die einen musterten mich neugierig mit frechen, schamlosen Blicken — die anderen wandten den Kopf scheu seitwärts, damit ich ihre Züge nicht erkennen sollte.

Den Schluß der beklagenswerten Gemeinschaft bildete eine alleingehende Frau.

Sie schien überzählig zu sein und in der Gesellschaft der Verbrecherinnen keine passende Gefährtin gefunden zu haben. Es war augenscheinlich der weltlichen Macht nicht gelungen, sie zwischen die Dirnen, Diebinnen und Hehlerinnen einzureihen.

Während ihre Leidensgefährtinnen das geschotterte Geleise des aufgeweichten Feldweges als Fußsteig benutzten, schritt sie achtlos mitten durch den Kot, der sie bespritzte.

Gleich wie die Uebrigen trug sie die graue Anstaltskleidung. Aber selbst diese unschöne, plumpe Tracht vermochte nicht gänzlich die Zierlichkeit ihrer Gestalt zu verbergen.

Den schroffsten Gegensatz jedoch zu dieser fast mädchenhaften Zartheit ihres Körpers bildete das Schmerz und trotzige Selbstachtung ausdrückende Gesicht.

Die großen, langbewimperten, grauen Augen hatte sie starr vor sich auf den Boden geheftet.

Mir schenkte sie keinerlei Beachtung.

Sie schien weder über ihre Umgebung Scham zu empfinden, noch nach meinem Mitleid Verlangen zu tragen. Aber gerade durch diese Gleichgültigkeit erregte sie mein Interesse.

Noch lange, nachdem der traurige Zug im Thore des Gefängnisses verschwunden war, verspürte ich jene seltsame Beklommenheit, die der Anblick eines großen Unglückes in uns erzeugt. Ich glaubte, diesem herben und doch so milden Gesicht schon irgendwo begegnet zu sein. So sehr ich aber auch in meinen Erinnerungen wühlte — mein Gedächtnis ließ mich im Stich.

Was war es im Grunde, das mich in diesem Frauenantlitz so mächtig fesselte?

Die Schönheit kaum.

Denn die Züge der Büßerin waren in diesem Lande, wo fast jedes Mädchen ein hübsches Lärvchen vorgebunden trägt, keineswegs hervorragend zu nennen.

Was mich ergriffen hatte, war der Ausdruck. Das seltsame Gemisch von Zartheit und Entschlossenheit, das auf den blassen, abgehärmten Wangen lag.

Und da wußte ich auch, an wen mich die Büßende erinnert hatte.

Jenes Bild der schmerzreichen Gottesmutter in der kleinen Wegkapelle — das gab die gleiche Seelenstimmung wieder. Hatten die beiden Frauenköpfe auch sonst nichts gemein, so erweckte der Anblick des einen doch die Erinnerung an den andern, gleichwie ein heller, leuch-

tender Sonnenstrahl, der schmetternde Gesang eines Vogels längst verschwundene lichte Glücksstunden in unser Gedächtnis zurückzuzaubern vermag.

* * *

Mein Aufenthalt in A. hatte sich über Gebühr lange ausgedehnt.

Zu wiederholten Malen war ich den Insassen der Strafanstalt auf ihrem Gange zu oder von der Arbeit begegnet.

Jedes Mal war es das gleiche, widerliche Bild.

Der lange Zug grau gekleideter Frauen — die einen mit frechen, liederlichen, die anderen mit scheuen, beschämten Blicken — und als letzte, alleingehende stets meine »Mater dolorosa« mit dem traurigen, selbstbewußten Gesicht.

Ich hatte sie lieb gewonnen, wie der Naturfreund in einem Landschaftsbilde oft einen Berg, einen Baum oder der Dichter die Urbilder seiner Gestalten liebgewinnt.

Aber meine Neigung sollte aus dem verschwommenen, nebelhaften Boden einer grundlosen Sympathie in das feste Erdreich bewußter Freundschaft verpflanzt werden.

Und das kam so:

In den Dämmerstunden eines Novembertages überraschte mich ein heftiges, jäh hereinbrechendes Unwetter auf einem Spaziergange in der Pappelallee. Die Schnelligkeit, mit der der Sturm ausgebrochen war, ließ mich hoffen, daß er ebenso rasch austoben und ein schöner Abend den Tag

krönen würde. Da war es nun das Klügste, statt den immerhin beträchtlichen Weg in das Städtchen bei strömendem Regen zurückzulegen, in der nahen Wegkapelle Schutz und Unterkunft zu suchen.

Ich setzte mich so bequem wie möglich in der letzten der schmalen Betbänke zurecht und ließ willig die weihevolle Stimmung, die jeder Gott geweihten Stätte anhaftet, auf mich einwirken.

Da das nüchterne Licht des scheidenden Tages nur spärlich durch die geöffnete Thür drang, herrschte im kleinen, fensterlosen Raume schon fortgeschrittene Dämmerung.

Vor dem Bilde der Gottesmutter flackerte knisternd ein dünnes, rotes Wachskerzchen, das eine gläubige Seele als fromme Widmung hier angezündet hatte.

Plötzlich vernahm ich das Geräusch rasch nahender Schritte, gleich darauf verdunkelte sich der Eingang und eine weibliche Gestalt warf sich leidenschaftlich auf den niederen Schemel vor dem Gnadenbilde auf die Knie.

Einen Augenblick verweilte die Betende regungslos in dieser Stellung, das Gesicht in beiden Händen vergraben.

Dann zuckten die mageren Schultern krampfhaft unter dem dünnen Kleide — ein leiser, ächzender Laut — und heftiges, erlösendes Schluchzen.

Die einsame Frau mußte sich unbeobachtet glauben. Meine Rolle als unfreiwilliger Lauscher berührte mich daher peinlich. Ich hätte mich gern leise wie ein Dieb aus dem Gotteshause gestohlen, in dem zu weilen ich mit meiner satten Zufriedenheit kein Recht mehr hatte, seitdem dort ein

bedrängtes Menschenkind voller Glauben zu seinem Schöpfer von seinem Elend sprach.

Aber das geringste Geräusch mußte die Andacht der Weinenden stören. War ihr Gebet der ergreifendste Gottesdienst, so war der fromme Betrug, den ich auf meinem Lauscherposten ausharrend verübte, ein schmerzlicher Dienst, den ich dem gequälten Menschen erwies.

Vielleicht würde die Frau die Kapelle verlassen, ohne mich bemerkt zu haben.

Diese Hoffnung nährend, drückte ich mich in meine Ecke und verhielt mich so ruhig wie möglich.

Draußen pfiff der Wind heulend durch die Aeste der Pappeln und plätscherte der Regen eintönig auf die Erde hernieder, als wollte der Himmel der Betenden seinen verschwenderischen Reichtum an von bedrängten Menschen aufgeopferten Thränen zeigen.

Hatte jene nun Tröstung gefunden oder versagte der Körper den Qualen der Seele weiteren Ausdruck — nach einer Weile erhob sie den Kopf und trocknete die nassen Wangen mit ihrem Tuche.

Dabei wandte sie sich etwas zur Seite, sodaß ich ihr Gesicht sehen konnte.

»Mater dolorosa!« entfuhr es überrascht meinen Lippen.

So leise und unterdrückt auch der Ausruf gewesen — die Frau hatte ihn dennoch vernommen.

Mit einer raschen Bewegung stand sie erschrocken auf und wandte sich, die linke Hand auf die Lehne der Betbank stützend, wie abwehrend nach mir um.

Es war kein Zweifel. Die einsame Büßerin aus dem Strafhause stand vor mir. Nur trug sie nicht mehr die grauen Zwilchkleider, sondern ein dürftiges schwarzes Fähnchen, dem man es gleichwie dem dunklen Strohhütchen ansah, daß es lange Zeit unbenutzt im Kasten gelegen.

»Mater dolorosa« schien inzwischen die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß weder eine erschreckliche Spukgestalt noch ein gefährlicher Wegelagerer vor ihr stand.

Ihr gehäkeltes Umhängetuch war bei der raschen Bewegung auf die Erde geglitten.

Sie hob es auf, legte es fest um die Schultern und schritt dem Ausgange zu.

Ich aber trat ihr in den Weg.

Nachdem sie meine Entschuldigungen ruhig angehört, meinte sie kühl, aber nicht unfreundlich, es bedürfe derer nicht, da jedermann das Recht habe, in der Kapelle zu verweilen. Nur das Unerwartete meiner Gegenwart habe sie erschreckt.

Ihre Sprache, die Sicherheit ihrer Haltung verrieten Bildung und verfeinerte Lebensgewohnheiten. Um so größer war mein Wunsch, etwas Eingehendes über das Schicksal zu erfahren, das sie in so schlimme Gesellschaft geführt.

Aber damit schien es seine guten Wege zu haben. Denn sowie sie mich abgefertigt hatte, schickte sie sich an, trotz des noch immer wütenden Orkans ihre Straße weiter zu ziehen.

Plötzlich aber, schon auf der Schwelle des Kirchleins stehend, wandte sich die rätselhafte Frau noch einmal nach

mir um und fragte in schüchternem, befangenem Tone: „Weshalb — mein Herr — riefen Sie vorhin — als Sie mich erblickten — Mater dolorosa?“

Dabei stieg eine dunkle Glut in ihre blassen Wangen.

Ich versuchte, einige Ausflüchte zu stammeln. Ein zufälliges Zusammentreffen — die Worte seien keineswegs auf sie gemünzt gewesen.

Sie blickte mich mit ihren klaren, grauen Augen ungläubig an. Unter dem Einflusse dieses Blickes erschien mir mein ganzes Beginnen unsäglich schal und erbärmlich. Eine brennende Sehnsucht erfaßte mich plötzlich, diese Frauengestalt dauernd in meinen Lebenskreis zu ziehen, während es mir gleichzeitig klar war, daß die konventionelle Schablone, in die ich unseren Verkehr zwingen wollte, die unübersteigbarste Schranke zwischen uns aufrichten mußte.

Das ganze Lügengewebe jäh zerreißend, änderte ich daher meine Taktik und erzählte ihr offen, wie ich sie seit Wochen beobachtet und mich ihre selbstbewußte Ergebung an das Bild der schmerzreichen Gottesmutter erinnert hatte. Da ich ihren Namen nicht erfahren, hätte ich sie in meinen Gedanken »Mater dolorosa« benannt. Mit der Bitte, mir ob meiner ungebetenen Teilnahme nicht zu zürnen, schloß ich mein freimütiges Bekenntnis.

»Mater dolorosa« schüttelte langsam den Kopf. Ein mattes Lächeln huschte um ihre schmalen Lippen und milde abwehrend, wie eine Mutter einem ungestümen Kinde, erwiderte sie: „Das war freilich ein großes Unrecht von Ihnen! Denn mit einem so heiligen Namen soll man kein

sündiges Menschenkind bezeichnen. Wenn Sie meiner in Zukunft noch einmal gedenken wollen, so nennen Sie mich Martha. Aber weshalb sollte ich Ihnen böse sein? Dafür, daß Sie mir eine ungebührlich große Ehre erwiesen? Oder etwa gar dafür, daß Sie Anteil an mir genommen haben? Dieses Bewußtsein wäre mir weit eher ein Trost in den entsetzlichen Jahren der Gefängnisstrafe gewesen, die ich erleiden mußte, weil ich meine Pflicht gethan?"

„Wie?" unterbrach ich die Sprecherin entsetzt. „Sie wurden unschuldig verurteilt?"

„Unschuldig?" fragte Frau Martha erstaunt. „Wer sagt Ihnen dies? Scheint Ihnen denn ein Zwiespalt zwischen Pflicht und Recht so undenkbar? Nein — ich habe die That, für die ich büßte, vollauf begangen. Aber ich mußte sie begehen!"

„Sie mußten?"

„Ja — so wahr mir Gott helfe — ich mußte!" beteuerte die Unglückliche.

„Und was zwang Sie, zu handeln?" forschte ich weiter.

Fest, unerschütterlich und klar klang es zurück: „Das Einzige, das einen sittlichen Menschen zu zwingen vermag: die Pflicht!"

Ich starrte die rätselhafte Frau verständnislos an. Die abgewogene Sicherheit, mit der sie ihre Worte setzte, ließen auf einen wohlgeprüften Gedankengang schließen. Um so mehr verwirrte mich der dunkle Sinn der Rede.

Indessen schien Frau Martha selbst das Bedürfnis zu empfinden, ihre Antwort eingehender zu deuten, denn er-

klärend fuhr sie fort: „Wenn ein Meuchelmörder das Leben meines wehrlosen Kindes bedroht, und ich — die Mutter — in Angst und Verzweiflung den Schurken niederstrecke — dann begehe ich doch kein Verbrechen? Es war doch meine heiligste Pflicht, so zu handeln?"

„Sicherlich!" beeilte ich mich zu bestätigen. „Aber wenn Sie in einer so entsetzlichen Zwangslage, aus Notwehr handelten, dann mußten Sie auch straflos bleiben, selbst wenn sie das Aeußerste begangen hätten.

Mater dolorosa nickte. „Ich wäre auch straflos gewesen — wenn es sich blos um einen Menschenleib gehandelt hätte! Aber wo eine Menschenseele in Betracht kommt, da zieht sich Euer gepriesenes Recht scheu zurück und will das Opfer schutzlos dem Mordgesellen ausgeliefert wissen! Ich aber glaube, daß ein rascher Tod einem langen vergifteten Leben vorzuziehen ist — und eben deshalb that ich meine Pflicht!"

Es war leicht ersichtlich, daß sich die Unglückliche an diesen Gedanken, ja selbst an dieses Wort mit der zähen Kraft der Verzweiflung klammerte. Sie lehnte in der offenen Thür und blickte sinnend auf die grauen Nebel, die sich in phantastischen Formen auf den weiten Feldflächen ballten.

Nachdem wir beide eine gute Weile geschwiegen, hub sie leise an: „Es ist doch eine merkwürdige Fügung, daß ich mich in der ersten Stunde wiedererlangter Freiheit so allein im Gotteshause mit Ihnen befinde. Gerade als wäre es ein Fingerzeig des Himmels, eine Ohrenbeichte ab-

zulegen! Schon zu wiederholten Malen habe ich mein Gewissen vor einem gesalbten Priester erleichtert — aber sie alle wußten mir nur einen Rat, und das ist das Gebet, die Buße und die Reue. Vielleicht kennen Sie eine heilkräftigere Weisheit.“

Da ich mich gern erbot, nach bestem Wissen und Wollen ihren Seelenarzt abzugeben, fuhr Martha nach einigen Augenblicken der Sammlung fort:

„Die That ist eine ganz kurze Geschichte! Aber ich muß weit ausholen, um Ihnen zu schildern, wie die That entstand.

Meine Eltern waren wohlhabende Bürger eines kleinen Landstädtchens, die an die Erziehung ihrer Kinder ein gutes Stück Geld wenden konnten. Gram und Sorge waren im Vaterhause unbekannte Gäste. Meine Kindheit verlief heiter und sonnig. Ich war keineswegs ein außergewöhnliches, exzentrisches Mädchen, sondern schien vielmehr ganz dazu geschaffen, mit einem hausbackenen, ehrlichen Glück vorlieb zu nehmen.

Da kam eines Tages eine wandernde Schauspielertruppe in das Städtchen gezogen. Es waren arme, fahrende Leute, die die Kunst kümmerlich genug ernährte und wahrlich nicht dazu geschaffen, einem ehrbaren Mädchen den Kopf zu verdrehen.

Nur einer unter ihnen — das war ein blutjunger, wilder Bursche, dessen lockiges Haar und dunkle Augen die südliche Heimat verrieten. Er verfügte über eine einschmeichelnde Stimme und eine bedeutende Begabung.

Aber sie sagten, er sei schwindsüchtig und müsse sterben. Warmes Mitleid erfüllte mich.

Und das — das war die Quelle aller meiner Leiden!

Denn als er mich eines Tages brieflich um eine Unterredung bat — gewährte ich sie ihm mit der Großmut der Jugend, die, hat sie zu fühlen einmal angefangen, keine Grenzen kennt.

Dann kam das alte Lied.

Einige Wochen später verließ ich bei Nacht und Nebel meine Eltern, mein Heim und alles das, was mir bisher als heilig und unantastbar gegolten.

Aus Landshut, wohin wir uns gewandt, erflehte ich die Verzeihung der Meinen. Aber statt dieser trafen nur die nötigen Papiere und der kurze Bescheid ein, ich solle zu meinem eigenen Wohle vor Gott den Bund heiligen, um dessentwillen ich mich von der Heimat unwiderruflich losgesagt hätte.

Nun kamen drei Monate des Nomadenlebens.

Was ich in dieser kurzen Wanderschaft an Demütigungen und Entbehrungen gelitten, vermag ich nicht zu schildern. Aber Eines hielt mich aufrecht — der Glaube an meinen Mann.

Ich konnte für seine Laster und Fehler nicht blind bleiben. Schon in den ersten Tagen unserer Ehe entdeckte ich, daß Trunk, Spiel und Ausschweifung Max mit eisernen Armen umklammert hielten.

Aber was that es! Er war ein ehrlicher und recht-

schaffener Mensch und meiner Liebe würde es sicher gelingen, ihn allmählich von diesen Abgründen zu entfernen.

O, ich war damals so mutig!

Vor allem galt es, dem unstäten Wanderleben ein Ende zu machen.

Ein günstiger Zufall kam mir dabei zu Hilfe.

In einer schlesischen Stadt zwang eine starke Erkältung Max, zurückzubleiben, während die Truppe ihre Straße weiter zog, da sich im Orte ein ständiges Theater befand. Auf meine dringenden Bitten hin erklärte sich der Direktor dieses Unternehmens bereit, meinen genesenden Mann zu engagieren.

Allerdings waren die ihm zugewiesenen Rollen nur kleine, belanglose Partien und es kostete mich einen harten Strauß mit der Eitelkeit des Darstellers, um Max zur Annahme zu bewegen.

Aber er that mir die Liebe.

Alles schien sich zum Guten zu wenden.

Nicht nur, daß wir nun wenigstens auf Monate hinaus einen festen Wohnplatz besaßen, sondern Maxens Gesundheit besserte sich bei dem geregelten Leben zusehends.

Vom schwarzen Gespenst der Schwindsucht war kaum mehr die Rede.

Natürlich konnten wir von der kümmerlichen Gage nicht den Unterhalt bestreiten. Um so weniger, da die einzelnen Rückfälle meines Gatten in das alte, zügellose Leben oft in einer Nacht den Verdienst einer Woche vergeudeten.

Aber das alles that nichts! Zu Hause hatte ich ernste Musikstudien betrieben, die mir jetzt sehr zu statten kamen. Ich gab Klavierunterricht und verdiente genügend, um die laufenden Ausgaben unseres kleinen Haushaltes zu decken.

So verstrich der ganze Winter.

Das Frühjahr brach an.

Max war oft mürrisch. Eine innere Unruhe schien ihn zu peinigen. Der Wandertrieb, der ihm nun einmal im Blute steckte, begann sich wieder zu regen.

Ich konnte es mir nicht verhehlen, daß er an der Kette rüttelte, die ihn hier festhielt.

Ein oder zwei Monate hoffte ich ihn jedoch immerhin zum Ausharren zu bewegen. Den Sommer über wollten wir in Gottes Namen als Zugvögel durch das Land ziehen und erst bei Heranbruch der kalten Jahreszeit wieder feste Quartiere beziehen.

Eines Tages kam Max nicht zum Abendbrot nach Hause. Da dies jedoch schon öfters vorgekommen war, legte ich seinem Ausbleiben keinerlei Bedeutung bei.

In der Nacht weckte mich ein Geräusch.

Es kam aus dem Zimmer meines Mannes, das an das meinige stieß. Befürchtend, daß ihn ein Unwohlsein überfallen, kleidete ich mich rasch an und trat ein.

Das Zimmer war in größter Unordnung. Die Thüren des Kastens standen weit offen, ein Teil der Kleider und der Wäsche lag achtlos auf der Erde.

Das Bett war aufgewühlt.

Max aber stand völlig angekleidet, den Hut auf dem

Kopfe, davor und schien bemüht, die Matratze und das Leintuch wieder in Ordnung zu bringen.

Als ich seinen Namen rief, wandte er sich erschrocken um, gerade als sei er auf einer schlechten That ertappt worden. Der verstörte Ausdruck seines Gesichts entsetzte mich. Ich wollte mit besorgten Fragen in ihn dringen. Statt jeder Antwort aber stieß er mich rauh zur Seite und verließ das Haus.

Wie ein schwarzer Wahnsinn war es über ihn gekommen.

In jener Nacht verzweifelte ich zum ersten Male daran, daß es mir gelingen würde, ihn zu retten, zu bessern. Meine düstere Ahnung sollte sich nur allzu rasch bewahrheitet zeigen.

Der Morgen brach an, ohne daß er wiedergekehrt wäre.

Der Tag verstrich und die kommende Nacht.

Diese durchwachte ich.

Am offenen Fenster lehnend, spähte ich die dunkle Straße hinab.

Wenn der einsame Schritt eines verspäteten Wanderers erscholl, jubelte ich jedes Mal: Er ist es! Er kehrt zurück!

Aber er war es nie.

Die Bitterkeit, die Vorwürfe waren von mir gewichen.

All mein Fühlen und Denken war Sehnsucht.

Eine heiße, brennende Sehnsucht, die den Gedanken tötet und das Herz versengt!

Immer lichter wurde das Gewölk im Osten.

Das wohlthuende, verschwiegene Dunkel war einem nüchternen, hellen Grau gewichen.

Ich schloß das Fenster, als könnte ich dadurch einen Teil des Gestern in meinem Stübchen zurückhalten.

Das Heute und das Morgen war so entsetzlich nüchtern und öde.

Dann setzte ich mich still in einen Winkel und weinte; denn jetzt wußte ich es ja, daß er nie wiederkehren würde!“

Frau Martha hielt inne. Die Erinnerung an das jähe Ende ihres kurzen Ehelebens schien sie wehmütig zu stimmen, ohne sie jedoch nachhaltiger zu bewegen. Mächtigere Eindrücke hatten dieser bitteren Enttäuschung die herbsten Stacheln genommen. Mit fester Stimme fuhr sie in ihrer Beichte fort:

„Peinliche Fragen und quälende Teilnahme blieben mir erspart.

Ein erschreckendes Ereignis, daß sich in derselben Nacht vollzogen hatte, beschäftigte dermaßen alle Geister, daß die Hausgenossen die Abwesenheit meines Mannes erst nach einigen Tagen gewahrten und es mir leicht gelang, seine Flucht durch die Lüge, er habe ein vorteilhafteres Engagement erhalten, zu verbergen.

In dem größten und angesehensten Bankhause war ein frecher Einbruch verübt und nur durch die Wachsamkeit eines Dieners vereitelt worden. Als sich aber der Dieb überrascht gesehen, hatte er den Pflichtgetreuen durch einen Schuß niedergestreckt und war entkommen.

Zwei lange, entsetzliche Wochen folgten.

Einsam, mit zermalmtem Herzen mußte ich gegen mich selbst kämpfen. Denn damals liebte ich meinen Mann und

es bedurfte meines ganzen Stolzes, damit ich ihm nicht nachlief und wie eine Bettlerin um seine Neigung flehte.

Als ich mir schließlich darüber klar geworden, daß ich dies unter keiner Bedingung und durch keine Beschönigung thun dürfe, da stand ich oft am offenen Fenster, am Ufer des Flusses und mußte gewaltsam an mich halten, um nicht durch einen kurzen, jähen Sprung die gähnende Kluft, die Sein und Nichtsein trennt, zu überbrücken. Immer und immer größere Gewalt erhielt dieser düstere Gedanke über mich.

Schließlich betrachtete ich jeden Gegenstand und jede Handlung nur von dem Gesichtspunkte aus, auf welche Weise sie am besten geeignet wären, ein zähes Lebenslicht auszublasen.

Da — in der dritten Woche — erhielt ich die Gewißheit — daß ich nicht allein bleiben würde.

Das Bewußtsein, ein junges, unschuldiges Leben unter dem Herzen zu tragen, riß mich gewaltsam aus meinen Grübeleien.

Ein neuer Lebenskreis mußte geschaffen werden.

Denn daß mein Kind nicht in diesem zerbrochenen Rahmen sein Dasein beginnen durfte — das verstand sich von selbst. Es hieß nun: arbeiten und verdienen!

Der Kopf stand mir so voller Sorgen und Nöte, daß ich für mein Leid keine Zeit fand.

Eines Tages brachte mir der Briefbote ein Schreiben ins Haus. Es trug einen überseeischen Poststempel und die Schrift war die meines Mannes.

Er schrieb aus Amerika und stellte es mir anheim, ob ich ihm folgen wolle. Goldene Berge dürfe ich mir allerdings nicht erhoffen!

Wie reimte sich diese Aufforderung mit seiner Flucht zusammen? Weshalb hatte er mich ohne Abschied verlassen, um mich schon nach wenigen Wochen an seine Seite zu rufen?

War es die wiedererwachte Liebe, die ihn dazu trieb, oder regte sich bloß sein Gewissen?

Ich war genügend vernünftig, mir diese Fragen zu stellen, aber sie wurden durch die gewaltige Sehnsucht nach Glück und Liebe übertönt, sodaß sie nur ein dumpfes Unbehagen in der Festesstimmung bildeten.

Was fragte ich nach den goldenen Bergen! Not, Kummer und Elend wollte ich mit tausend Freuden an der Seite meines Gatten tragen und seine Sorge jubelnd mit der Botschaft vermehren, daß wir bald unser hartes Brot mit einem kleinen roten Mündchen teilen müßten!

Rasch entschlossen überlegte ich die Reisevorbereitungen. Um das nötige Geld zu erlangen, mußte ich unseren spärlichen Besitz veräußern. Ich schritt durch die Wohnung und stellte jene Stücke des Hausrates, die unser Eigentum bildeten, zusammen. Dabei betrat ich zum ersten Mal wieder Maxens Zimmer. Ich hatte es bisher nicht über mich gebracht, diese Schwelle zu überschreiten.

Auch hier musterte ich die Einrichtung.

Sie war ärmlich genug und das meiste davon gehörte dem Hauswirt. Nur das Bett hatten wir aus eigenen Mitteln angeschafft.

Ich rückte es in die Mitte der Stube.

Da fiel ein harter Gegenstand, der zwischen Matratze und Strohsack verborgen gelegen, auf die Diele.

Ich bückte mich und hob ihn auf.

Es war ein neuer, sechsläufiger Revolver.

Wie kam der hierher?

Ich prüfte ihn. Fünf Schüsse waren geladen — die sechste Patrone verschossen — der Lauf noch rußig.

Einen Augenblick starrte ich fassungslos auf die Waffe.

Die Erinnerung an jene Nacht stürmte auf mich ein.

Ich sah Max wieder — über das Bett gebeugt, die Matratze in Ordnung bringend — sein verstörtes Gesicht — seine sinnlose Flucht — der Einbruch im Bankhause — der Mord!

O mein Gott!“

Frau Martha schlug die Hände vor das Gesicht und stöhnte auf. Erst nach einer Weile vermochte sie in ihrer Erzählung fortzufahren:

„Der Vater meines Kindes war also ein Mörder!

Sollte ich nun vor die Richter treten und ihnen das entsetzliche Geheimnis enthüllen?

Sollte ich schweigen und die blutbefleckte Hand das unschuldige Haupt meines Kindes liebkosen lassen?

Es war die eine Möglichkeit ebenso unnatürlich, ebenso grauenhaft wie die andere.

In beiden Fällen war die Zukunft meines Kindes geschändet. Denn wie könnte sich ein zartes Pflänzchen unter

solchen Einflüssen, unter den Strahlen einer so umwölkten Sonne zur Blume entfalten!

War es denn nicht genug, daß zwei Leben durch eine unsägliche That vernichtet wurden?

Mußte denn die Schande eines Mannes ihre schwarzen Schatten auf die Zukunft eines noch ungeborenen Wesens werfen, nur weil dieser Mann der Vater war?

Gab es nicht Hunderte Kinder, die nie ihren Vater gekannt! Welches Recht hatte jener Mensch, das Dasein meines Kindes zu verpesten?

Meines Kindes!

Sehen Sie! In jener qualvollen Stunde erkannte ich, daß das Kind mir allein gehörte — mir ganz allein!

Und was dem Menschen die Liebe, der Schmerz und die Freude offenbart — das ist die Wahrheit!

Fliehen mußte ich und ein neues Leben beginnen! Ein Leben der Arbeit und der Rechtschaffenheit!

Für mich und für das Kind mußte der Vater tot und begraben sein!

Und von diesem Augenblicke an war er es!

Meine geringe Habe war bald zu Geld gemacht. Mit dem Erlös und dem kleinen Zuschuß, den ich durch Nähen und Sticken verdiente, konnte ich bei großer Sparsamkeit einige Monate wirtschaften.

In Wien brachte ich mein Kind zur Welt.

Es war ein Mädchen und erhielt in der Taufe den Namen Else.

Weil es mir aber in so dunkler Zeit als heller Licht-

strahl geboren wurde — nannte ich es nie anders als meinen „Sonnenschein“.“

Ueber Marthas Gesicht flog ein weicher Schimmer, da sie von ihrem Kinde sprach. Auch klang ihre Stimme milder, als sie fortfuhr:

„Wir zogen in ein kleines österreichisches Städtchen, wo ich sicher war, von niemandem gekannt zu sein. Mit dem alten Leben hatte ich ein für alle Mal abgeschlossen. Die einzige Erinnerung, die ich daran bewahrte, war jene unglückselige Waffe. Von ihr vermochte ich mich nicht zu trennen. Bildete sie doch den Trauschein meiner neuen Ehe mit dem toten Gatten und die Verzichtungsurkunde des Vaters.

Die Wahl meines Aufenthaltes war günstig.

Schon lange hatte man im Städtchen den Mangel einer tüchtigen Klavierlehrerin empfunden. Wenige Wochen nach meiner Ankunft hatte ich mehr Schülerinnen, als ich unterrichten konnte.

Trotzdem ging es in meinem Haushalt oft knapp her. Denn das Stundengeld war äußerst karg bemessen und für die Tage etwaiger Krankheit mußte ein Notpfennig zurückgelegt werden.

Aber mit Gottes Hilfe brachte ich mich ehrlich durch.

Alles, was ich an Liebe besaß und begehrte, legte ich in mein Kind.

In den ersten Jahren war es mir nicht leicht geworden. Ich war eben ein junges Weib, das die schwärmerische Aufopferung der ersten Jugendliebe hinter sich hatte, ohne der wunschlosen Neigung des Alters schon fähig zu sein.

Auch dies ging vorüber. Mein Sonnenschein wuchs heran und ich wurde älter, vernünftiger, zufriedener.

Das war die schönste und reinste Zeit meines Lebens. Tagsüber mußte ich in fremden Häusern Unterricht erteilen. Aber abends, wenn hinter den Fenstern die ersten Lichter aufflackerten — da eilte ich durch die dunklen Straßen zurück — hastete die drei steilen Treppen zu unserer Wohnung hinauf und war zu Hause!

Zu Hause!

Herr! Ich weiß nicht, ob Sie die Bedeutung dieses Wortes kennen! Vielleicht nennen Sie einen stolzen Palast Ihr eigen, vielleicht nicht einmal eine niedere Hütte. Aber wenn Ihre vier Wände nicht das bergen, was Ihnen das Liebste und dem Sie das Teuerste sind, wenn Sie nicht für dieses Fleckchen Erde die ganze schöne, sonnige Welt opfern würden — dann wissen Sie gar nicht, wie schön, wie sonnig diese ganze Welt sein kann — denn dann waren Sie niemals wahrhaft glücklich!"

Martha hielt inne und blickte mich fragend an. Ihre guten grauen Augen forschten teilnehmend in meinen Zügen. Sie schien nicht das darin gelesen zu haben, was sie erwartet hatte, denn mit der schönen Beschämung eines Armen, der auf einen noch Aermeren gestoßen, fuhr sie hastig fort:

„Sonnenschein zählte damals fünfzehn Jahre. Alle hatten das Mädchen lieb. In den vornehmsten Häusern des Städtchens war es gern gesehen. Es war auch ein gutherziges, warmfühlendes Kind! Aber vom Vater hatte es

einen zu leichten Sinn und Neigung zu Flitter und Tand geerbt. All meinem Mühen wollte es nicht gelingen, dieses Unkraut gänzlich auszurotten.

Mit dem Andenken an ihren Vater trieb Else einen förmlichen Kultus.

Ich hatte ihr und allen erzählt, er sei ein großer Künstler gewesen und habe auf der See den Tod gefunden. Seit jener Zeit ward sie nicht müde, dem Verschollenen alle nur erdenklich schönen und vortrefflichen Eigenschaften anzudichten.

So bitter es mir auch oft war — ich bestärkte sie in ihrem Glauben; denn an welchem Vorbilde soll ein Kind Achtung lernen, wenn nicht an seinen Eltern!

Manchmal freilich erfaßte mich Grauen vor der ungeheuren Lüge, die ich in dem Herzen meines Kindes genährt.

Aber nur noch einige Jahre und aus dem leicht beeinflußten, haltlosen Geschöpfchen würde ein kluges, selbstständiges Mädchen geworden sein. Mußte sie denn erfahren, daß ihr Vater am Leben, so hatte sie wenigstens gelernt, auf eigenen Füßen zu stehen und das Rechte vom Unrecht zu unterscheiden.

Alles schien darauf hinzudeuten, daß ich dieses Ziel erreichen, die Aufgabe meines Lebens lösen würde.

Aber es sollte anders — ganz anders werden!"

Mater dolorosa schwieg und blickte starr vor sich nieder. Die milde Güte auf ihrem Gesicht hatte wieder der finsteren Entschlossenheit eines Menschen, der eine widrige Arbeit verrichten muß, Platz gemacht.

Sie holte tief Atem und fuhr in strengem Tone fort: „Eines Tages fand ich die Eltern in den Häusern, wo ich Unterricht erteilte, in großer Erregung. Den Grund des allgemeinen Unwillens boten die Vorstellungen eines sogenannten „Orpheums", das auf dem Marktplatze seine Bude aufgeschlagen hatte. Die Schaustellungen sollten jedem Anstande und jeder Sitte Hohn sprechen. Die Mütter befürchteten allen Ernstes die Demoralisierung der Jugend und selbst gemäßigte Männer berieten, ob es nicht Pflicht der Obrigkeit sei, dem Aergernis ein Ende zu bereiten.

Ich achtete nicht darauf.

Was kümmerten mich auch die Schaustellungen des Orpheum Bolloni? Daß mein Sonnenschein diesen Gauklereien nicht anwohnen würde, dafür wollte ich schon Sorge tragen.

Am Abend dieses Tages saß ich allein in meiner Kammer.

Else war zu einer Freundin geladen.

Die Dämmerung brach an.

Ich spielte auf dem Klavier alte Weisen — einfache Liedchen, wie ich sie im Elternhause gesungen, und wie sie in meiner Häuslichkeit wieder Brauch geworden.

Da klopfte es an der Thür — ein Mann trat ein.

Ich sehe ihn noch vor mir — eine abenteuerliche, theatralische Gestalt — das abschreckende Zerrbild eines Künstlers.

Ich war aufgestanden und ihm entgegengetreten.

Sprachlos standen wir uns einige Augenblicke gegenüber.

Es war Max — mein Gatte!

Was ich damals empfand — ich weiß es nicht.

Es war nicht Freude, aber es war auch nicht Haß — nicht einmal Schrecken.

Nur das niederschmetternde Bewußtsein erfüllte mich: jetzt ist es da — das Fürchterliche — Unabänderliche, dessen Du stets gewärtig sein mußtest!

Es ist Dein Schicksal!

Auch Max war betreten. Endlich brach er das Schweigen mit den Worten: „Das ist ein übler Empfang, Martha, nach fast sechzehn Jahren!“

Mühsam rang sich statt aller Antwort die Frage von meinen Lippen: „Was suchst Du hier?“

Er fuhr sich mit der Hand durch das gelichtete Haar: „Erinnerung — sonst nichts!“ Und mit einem prüfenden, geringschätzigen Blick auf den ärmlichen Hausrat fügte er hinzu: „Es sieht auch gar nicht danach aus, als ob man hier Schätze suchen könnte.“

Eine bittere Welle quoll mir bei diesen Worten aus dem Herzen. „Nein,“ rief ich aus, „da hast Du allerdings Recht! Schätze sind bei mir nicht zu finden!“

„Das thut nichts,“ versetzte er mit einer zur Schau getragenen Gutmütigkeit. „Ich sagte Dir ja, daß ich nur Erinnerung will!“

Als ich herb erwiderte, daß wir auch besser diese ruhen ließen, schüttelte er ernsthaft den Kopf. Ein armer Teufel müsse mit den wenigen lichten Bildern, die ihm das Leben beschert, haushalten.

Ich kannte Max genügend, um zu wissen, daß er die Worte aufrichtig meinte.

Und das that mir wohl.

Ich war ihm doch etwas gewesen! Die Erkenntnis, ein Stück Leben eines Mannes ausgefüllt zu haben, schmeichelt jeder Frau.

Eine weiche Regung überfiel mich. Für einen Augenblick vergaß ich, daß seine Hand blutbefleckt und daß er selbst für mich tot und begraben sei.

Unwillkürlich schob ich ihm, statt ihm die Thür zu weisen, einen Stuhl zu und fragte, wie es ihm ergangen sei.

Wir sprachen mit gedämpfter, tonloser Stimme, wie zwei Menschen, die sich nach einem großen, gemeinsamen Schmerz zum ersten Male begegnen und durch jede laute Frage sich wehe zu thun befürchten.

Er erzählte von seinem Leben.

Welches Geschäft er jetzt betreibe?

„Noch immer die Kunst!“ entgegnete er mit einem häßlichen Lächeln, das verriet, daß er den Glauben an das Schöne eingebüßt hatte. Er sei der Direktor des Orpheum Bolloni.

Dieser Name brachte mich zur Besinnung.

Was hatte ich mit diesem Menschen gemein? Es war eine unverzeihliche Schwäche gewesen, ihm einen Funken Teilnahme zu zeigen.

Max schien den Umschlag in meiner Stimmung nicht zu bemerken. Er fuhr fort, mit verschleierter Stimme zu berichten, wie er mich auf der Straße gesehen und trotz

der langen Jahre sogleich erkannt habe. Vorsichtig sei er mir nachgeschlichen, um meine Wohnung zu erkunden. Denn offen nach mir fragen habe er nicht wollen, da er nicht wußte, ob das mir etwa Unannehmlichkeiten bereiten könne.

Da fiel ich ihm ins Wort. Mit lauter, harter Stimme! Es sollte klar zwischen uns werden!

Ja! Er hätte mir Unannehmlichkeiten bereitet! Unsere Wege seien grundverschieden. Seine Gegenwart müsse meine Existenz vernichten. Und darum bäte ich ihn, seine Straße unverzüglich weiter zu ziehen.

„Das ist leicht gesagt!“ lachte er auf. „Aber ich sitze mit meinem Thespiskarren fest und bedarf der Kasseneinnahmen, um wieder flott zu werden!“

Ich hatte im Laufe der Jahre ein kleines Sümmchen erspart. Ohne Zaudern bot ich es ihm als Preis seiner Reise.

Einen Augenblick zögerte er, sei es aus Scham, sei es, daß er durch seine Vorstellungen mehr zu verdienen hoffte.

Dann aber schlug er ein.

Ich atmete erleichtert auf.

Er würde weiter ziehen, ohne von der Existenz des Kindes eine Ahnung zu haben!

Da ich das Geld außer Hause hinterlegt hatte, erbot ich mich, es auf der Stelle zu holen. Er sollte hier auf mich warten.

Ich beeilte mich, so sehr ich nur konnte. Aber die vorgerückte Zeit und die geschäftlichen Gebarungen bean=

spruchten immerhin eine Weile, sodaß ich wohl ein kleines Stündchen ausgeblieben sein mochte.

Als ich heimkehrte, hörte ich schon auf der Stiege eine trällernde, leichtfertige Musik aus meiner Wohnung dringen.

Das sah ihm ähnlich! Welche Meinung mußten sich die Hausgenossen über einen solchen Gast bilden! So rasch ich nur konnte, lief ich die steile Treppe hinauf und trat ungestüm ein.

Ich hätte laut aufschreien mögen!

Max saß am Klavier — die Zigarrette im Munde — das fahle Gesicht vom warmen Scheine der brennenden Kerzen gerötet — das Auge begehrlich auf ein junges Mädchen gerichtet, das, die Arme über dem Kopfe erhoben, in einer leichtfertigen, herausfordernden Stellung vor ihm stand.

Und dieses Mädchen war meine Tochter — mein Sonnenschein!

Als ich eintrat, brach Max sein Spiel jäh ab. Er war anscheinend verlegen. Else jedoch sprang freudig auf mich zu und erzählte lachend, daß sie früher als beabsichtigt nach Hause gekommen sei und Herrn „Volloni" in der Stube angetroffen habe. Anfangs habe er es ihr gar nicht glauben wollen, daß sie meine Tochter sei, da er die Mutter als junges Mädchen noch immer in Erinnerung habe und damals ein guter Freund der Familie gewesen. Bald jedoch hätten sie gute Kameradschaft geschlossen und schließlich habe er sie die Tarantella tanzen gelehrt!

Dabei glühten Elses Wangen und in ihren Augen, in

ihren bisher so unschuldigen Augen glimmte ein wilder, verzehrender Funke, der mich entsetzte! Ich hatte dieses grünliche Flimmern schon oft gesehen — vor langen Jahren — und erst heute wieder — in einem anderen Auge!

Gott weiß, woher ich die Kraft nahm, ruhig zu scheinen. Ich vermochte sogar einige Augenblicke über gleichgiltige Dinge zu plaudern und schickte das Kind dann in seine Kammer.

Kaum aber war die Thür hinter Else in das Schloß gefallen, da übermannte mich der Ekel und hoffärtiger, als es mir geziemte, warf ich meine Ersparnisse Max mit den Worten vor die Füße: „Hier ist das Geld — jetzt gehe!“

Und das — das war mein Unglück!

Denn über meine Härte empört, stieg auch ihm das Blut zu Kopfe. „Jetzt aber ist's genug!“ schrie er mich an. „Wer seine Schande so offen zur Schau trägt, darf sich nicht anderen gegenüber auf's hohe Roß setzen!“

„Ja Schande!“ rief ich bitter. „Nichts als Schande hast Du über mich gebracht!“

„Ich?“ fragte er höhnisch und wieder spiegelte sich das häßliche Lächeln auf seinen Zügen, verratend, daß er den Glauben an das Schöne und Edle verloren. Sich über mich beugend, raunte er mir dann zu: „Und das Kind? Als ich von Dir ging — da hatten wir doch kein Kind?“

Ich starrte ihn verständnislos an.

„Na — ich mache Dir ja keine Vorwürfe!“ fügte er hinzu — eine unflätige Zote — ein heiseres Lachen.

Der entsetzliche Verdacht traf mich wie ein Schlag ins Gesicht.

Bisher hatte Max eine scheue Zurückhaltung an den Tag gelegt — jetzt hatte er auf einmal den kameradschaftlichen Ton der Vergangenheit wiedergefunden.

Ich weiß nicht, was mich mehr empörte — die schmähliche Beschuldigung oder die traurige Vertrautheit.

In meinem Hirne jagten sich die Gedanken! Eine innere Stimme rief mir zu: „Nimm den Schein auf Dich und schweige!“

Aber das Bedürfnis, vor dem Manne, den ich einst geliebt und dem ich bisher eine lichte, reine Erinnerung gewesen, makellos zu erscheinen, behielt die Oberhand.

Und so enthüllte ich unseliges, eitles Weib ihm die Wahrheit!

Eine tolle Freude überkam ihn.

„Es ist mein Kind? Wirklich und wahrhaftig! Dieses prächtige, talentvolle Mädchen ist mein Kind?“ wurde er nicht müde zu fragen.

Ich mußte es ihm bestätigen und immer wieder bestätigen.

Dann begann er wirre Zukunftspläne zu entwerfen, von Geld und Reichtum zu träumen, zu denen ihm das Kind verhelfen sollte.

Wie er denn das meine?

Er klopfte mir gönnerhaft auf die Schulter. „Na — Alte — Du wirst Deinen Augen nicht trauen, was ich aus dem Mädchen in wenigen Wochen mache! Mit diesem

Talent, diesem Chic und dieser Schönheit verdient man ein Vermögen!"

„Max!" schrie ich empört auf, „das wärst Du zu thun imstande? Dein eigenes Kind der Schande zuzuführen!"

„Was das für Redensarten sind!" lachte er cynisch, „in mein Geschäft soll sie eintreten, wie alle Artistenkinder! Was ist da weiter dabei!"

Wenn man mir zugemutet hätte, ich solle mein Kind eigenhändig blenden — es wäre mir nicht unnatürlicher und nicht widersinniger erschienen.

„Und Du glaubst, ich würde Dir mein Kind ausliefern?" fragte ich entrüstet.

Er blickte mich höhnisch an. „Es ist auch mein Kind! Wenn Du nicht mit uns ziehen willst, so wollen wir die Goldelse fragen, ob sie bei ihrem Vater oder der Mutter bleiben will!"

Er schritt auf die Thür zu Elses Kammer zu.

„Was willst Du thun?" wehrte ich ihm.

„Das Kind rufen!"

„Else glaubt ihren Vater tot!" stöhnte ich. „Sie wird niemals erfahren, daß er lebt!"

„Du verweigerst mir also das Kind, nachdem Du es mir verheimlicht hast!" fragte er kalt. „Gut denn, so werde ich die Hilfe der Gerichte in Anspruch nehmen. Ich habe Dir geschrieben — einmal — zweimal. Du aber gabst keine Antwort — denn Du wolltest mir mein Kind vorenthalten!"

Bisher hatte ich in fiebernder Hast und Erregung gesprochen. Plötzlich wurde alles in mir starr und ruhig. Ich glaube, es ist dies die Kaltblütigkeit, die die höchste Gefahr, die unmittelbare Nähe des Todes verleiht.

Ich atmete tief auf und erwiderte: „Ja — da hast Du Recht — das wollte ich!“

Der Klang meiner Stimme schien ihn erschreckt zu haben. Er trat auf mich mit der Frage zu: „Und weshalb wolltest Du das?“

„Weil ich in Deiner Nähe immer eines erschreckenden Ereignisses hätte gedenken müssen, das sich in der Nacht Deiner Flucht vollzog!“ Die Worte klangen wie von einem fremden Munde gesprochen an mein Ohr.

Max fuhr zusammen. Er sah sich entdeckt und erbleichte.

„Ich glaube zu wissen, worauf Du anspielst,“ stammelte er unsicher. „Aber so viel ich gehört habe — wurde der Thäter nie entdeckt!“

Ich nickte. „Keiner hat ihn entdeckt außer mir! Aber ich — ich habe Beweise für seine Schuld!“

„Beweise?“ forschte er entsetzt.

Statt aller Antwort trat ich an den Schrank, der meine alten Erinnerungen barg, und entnahm ihm die Pistole.

„Kennst Du diese Waffe?“ fragte ich tonlos. Seit 16 Jahren ist sie geladen und seit 16 Jahren ist der Lauf mit Ruß geschwärzt. — Bist Du noch begierig, zu erfahren — weshalb ich nicht nach Dir forschte?“

Max trat an das Fenster und preßte die Stirn an die

kalte Scheibe. Im Zimmer herrschte lautlose Stille. Mir graute vor der Pistole in meiner Hand. Sie schien mir so schwer — so schwer.

Ich wollte sie wieder in ihr Versteck zurücklegen.

Max aber trat mir entgegen.

Heiser herrschte er mich an: „Du hast mich verraten — Martha?"

Ich schüttelte den Kopf. „Ich habe es nicht gethan! Aber ich würde es thun — wenn Du das Kind verderben willst! Ich flehe Dich an — zwinge mich nicht, eine so harte Pflicht zu thun!"

Er atmete auf. Sein Gesicht drückte finstere Entschlossenheit aus und rasch schritt er quer durch die Stube auf Elses Thür zu.

Ich aber war rascher als er und wehrte ihm den Eintritt.

„Wohin willst Du?"

„Zu meiner Goldelse!" flüsterte er heiser. „Nur dort bin ich sicher vor Dir! Ich bin doch begierig, ob Du den Mut haben wirst, den Vater an der Seite des Kindes verhaften zu lassen!"

Damit wollte er mich gewaltsam von der Thür zerren.

Ein kurzer, lautloser Kampf entspann sich.

Er erkannte, daß mir die Verzweiflung Kraft verlieh und plötzlich zurücktretend, rief er, so laut er konnte: „Else — Goldelse — ich bin Dein ....!"

Da geschah das Furchtbare. Ich mußte es verhindern, daß er das Wort aussprach — ich mußte!

Ich hob die Waffe — war es ein Gott, war es ein Teufel, der mich es hieß?!

Ein dumpfer Knall und Max stürzte lautlos rücklings auf die Erde."

Frau Martha schwieg und lehnte sich erschöpft an den Thürrahmen. Einen Augenblick schloß sie die Augen. Die blassen Lippen krampften sich bei der Erinnerung an die furchtbare That zusammen.

Auch ich fand keine Worte, um meiner Ergriffenheit Ausdruck zu verleihen.

Nach einer längeren Pause legte Martha die schmale Hand auf die Stirn und hub wieder an:

„Sie meinen wohl — lieber Herr — daß es des Grauenhaften nun genug sei. Aber das Allerhärteste fing erst jetzt an. Und das war die Lüge.

Ich war zur Mörderin geworden. Aber das geschah in einem Augenblicke der höchsten Angst, wo ich nicht erwog und überlegte, sondern eben that, was ich thun mußte.

Damit war es jedoch nicht genug.

Um das Leben meines Kindes nicht zu vergiften, durfte es nie erfahren, wer der Tote gewesen, und mußte mich, die Mutter, so schuldlos wie möglich glauben.

Mein Mann besaß gefälschte oder gestohlene Dokumente auf den Namen Bolloni. Niemand ahnte, daß er mein Gatte. Es war daher nicht schwer, mein Verbrechen so darzustellen, als ob ich aus Notwehr gehandelt hätte.

So ward ich aus Pflicht auch zur Betrügerin.

Aber der Allmächtige ersparte mir die Qualen eines solchen Daseins.

Meine Untersuchungshaft war beendet.

Man kündete mir meinen Freispruch an.

Ich durfte nach Hause zurückkehren und die Erziehung meines Kindes fortsetzen.

Aber mein Heim war verödet, mein Sonnenschein nicht mehr dort.

Er lag im Spital an einem schweren Nervenfieber darnieder, das ihm die Aufregungen der letzten Wochen zugezogen.

Drei Tage und drei Nächte durfte ich noch mein Kind betrauern. Dann brachten wir es hinaus auf den stillen Kirchhof.

Von seinem Grabe ging ich sogleich zu den Richtern zurück und bekannte offen meine ganze Schuld.

Welchen Grund hätte ich noch gehabt, der Gerechtigkeit in die Schablone zu pfuschen?

Den Willen, die letzten Konsequenzen meiner Pflicht zu ziehen, hatte ich ehrlich besessen.

Und Pflicht einer Mutter ist es, ihr Kind zu schützen gegen Unrecht sowohl, als auch gegen ein vermeintlich Recht — daran will ich bis zum letzten Atemzuge festhalten.

Die Richter verurteilten mich zu sechs Jahren Zuchthaus.

Diese Buße ist nun vollendet.

Was aber nun?"

Mater dolorosa schwieg. Ihre Geschichte war beendet.

Aber die guten grauen Augen blieben erwartungsvoll auf mich geheftet und wiederholten die Frage: Was nun? Als Seelenarzt sollte ich meine Weisheit auskramen.

Wie sollte ich anfangen und wie vollenden?

War es nicht Grausamkeit, gegen den Wahn, Pflicht und Verbrechen könnten sich decken, zu Felde zu ziehen? Und gab es vielleicht nicht doch eine höhere Pflicht, als wir mit unseren gedrechselten Begriffen erkennen?

Ich schwieg.

„Wissen auch Sie mir keinen anderen Rat als das Gebet und die Reue?“ fragte eine leise zitternde Stimme neben mir.

Ich mußte mich erst überzeugen, daß es wirklich Mater dolorosa gewesen, die gesprochen, so grundverschieden war der Ton von dem selbstbewußten Trotze, mit dem sie ihre Beichte abgelegt.

Es war nicht mehr die entschlossene Heldin, sondern ein armes, gequältes Menschenkind mit einer zerrissenen Seele.

Und da wußte ich auch, welchen Rat ich zu erteilen hatte. Mich ermannend, faßte ich ihre Hand und erwiderte: „O doch, Frau Martha, ein Mittel wüßte ich wohl, das dem Schiffbrüchigen des Lebens wenn auch nicht das Glück, so doch Zufriedenheit gewährt!“

„Das Mittel! Nennen Sie das Mittel!“ drängte sie mit fiebernder Hast.

„Die Arbeit!“

Mater dolorosa nickte.

„Ich danke Ihnen! Ich will's versuchen!“ Damit entzog sie mir leise ihre Hand, lächelte mir noch einmal trübe zu und trat ihre Wanderung an.

Ich blickte ihr wehmütig nach.

Lange, lange konnte ich sie mit den Augen verfolgen, wie sie hastig auf der nüchternen, menschenleeren Straße dahinschritt, die sich in dem grauen Dunstkreis des Herbstabends verlor.

Junger Tod.

Am Eingange des großen, dunklen Thorweges eines turmhohen Hauses der Petersgasse lehnte ein Bäckerjunge und blinzelte mit halbgeschlossenen Augen schläfrig in den jungen Tag hinein.

Das leinene Hemd und das weite Beinkleid, das aschblonde Haar, die bloßen, über die Brust verschränkten Arme, ja selbst die nackten Füße, die aus den hölzernen Pantoffeln hervorlugten, waren mit einer dünnen Schicht weißen Mehlstaubes bedeckt.

Ueber dem Thorwege prangte ein mächtiges Schild, das als Aufschrift die Worte „Bäckerei des Johann Grüner“ trug.

Die halbe Nacht war der Knabe dort drinnen am Troge gestanden und hatte den gelblichen, quellenden Teig geknetet. Was Wunder, daß er für die strahlende Schönheit des Maienmorgens kein sonderliches Verständnis zur Schau trug.

Dem Hause gegenüber zog sich längs der Straße ein mannshoher Bretterzaun hin, mit allerlei grellfarbigen Ankündigungen beklebt und von der breiten, grünen Krone eines an der Rückwand sprießenden Buschwerks überragt.

In letzterem hatte ein Finkenpaar sein Nest gebaut und zwitscherte frohen Mutes sein Morgenlied. Ein Milchwagen, mit blinkenden Kannen beladen, rasselte der inneren Stadt zu. Dann wieder tiefe Stille, die der kleine Sänger im Busche benützte, um sich vernehmen zu lassen.

Aber seine Triller wurden plötzlich durch ein lustiges, lautes Pfeifen übertönt, das so lebensfreudig und schmetternd klang, daß der Fink in einem Wettkampfe unstreitig bald unterlegen wäre.

Der schläfrige Bäckerjunge riß die müden Lider auf und blickte in die Richtung, aus der die Töne klangen.

Eine abenteuerliche, kleine Gestalt kam da die menschenleere Straße herab.

Es war ein schmächtiger Knabe, der etwa im gleichen Alter als der Bäckerjunge stehen mochte, aber um einen guten Kopf kleiner war als dieser.

Auch sonst wies ihre äußere Erscheinung wenig Aehnlichkeit auf. War letzterer nur notdürftig bekleidet und mit weißem Mehle bestaubt, so war der Ankömmling vom Scheitel bis zur Sohle in rabenschwarzes Tuch gehüllt. Selbst sein langstieliges Arbeitsgerät, das er über die Schulter geschlungen trug, war von dieser düsteren Farbe.

Den hohen Hut, den er der alten Sitte der Schornsteinfeger gemäß trug, hatte er schief auf den Kopf gestülpt, was dem lustigen, jungen Gesichte einen gar drolligen Ausdruck verlieh.

Seelenvergnügt schritt der kleine Mann seiner Arbeit gleich einem Vergnügen entgegen.

Der Bäcker starrte ihn neugierig an.

Das schien den Kaminfeger womöglich in noch bessere Laune zu versetzen. Er blieb plötzlich stehen und ließ sich bewundern.

Dann lachten sich die beiden Knaben mit der frischen Unschuld der Jugend an.

„Du bist neu hier?" frug der Schwarze im Tone eines Mannes, der seine Umgebung gründlich kennt.

„Gestern bin ich eingetreten!" bestätigte der Weiße, ohne seine Stellung im geringsten zu verändern. „Bist Du ein Hiesiger?"

Der Kaminfeger nickte: „Der Vater hat das Geschäft! Gleich wennst die Straße runter gehst — das letzte Haus rechts! Wo bist denn Du her?"

„Von Passau. Warst vielleicht schon einmal drunten?"

Der Schwarze schüttelte verneinend den Kopf.

„Ist es schön drunten?" fragte er dann.

„Ja, freilich," versicherte der Weiße, und seine müden Züge belebten sich, da er von der Heimat sprach. „Dort hast Du die Donau und ein ganz anderes Leben!"

Das schien dem kleinen Kaminfeger einzuleuchten, und einen Augenblick schwand die Fröhlichkeit aus seinem Gesichtchen. Gleich darauf aber lachte er wieder.

„Na, München ist auch schön, wenn's Dich erst eingewöhnt hast!" versuchte er den neuen Freund über den Verlust der Donau und des „anderen" Lebens zu trösten. „Man muß halt bekannt sein! Alle Donnerstag komm' ich

ins Haus nachschauen, ob nichts fehlt! Dann frag' ich nach Dir! Wie schreibst Du Dich denn?"

„Josef Brunner. Und Du?"

„Hinterstoißner! Heinrich bin ich getauft, aber rufen thun mich alle nur He."

In diesem Augenblicke schlug die Uhr der nahen Kirche halb sechs. Der kleine He rückte seine Gerätschaften auf der Schulter zurecht, nickte dem neuen Freunde zu und setzte pfeifend seinen Weg fort.

Der Bäcker blickte ihm eine Weile nach, dann gähnte er, reckte die Arme und trat langsam in den dunklen Thorweg zurück.

*

Die Petersgasse ist eine der ältesten Straßen der bayrischen Hauptstadt. Ihre Häuser waren anfangs zumeist niedere, schmalfenstrige Gebäude, mit breiten, weit vorspringenden Giebeln, wie sie sich der süddeutsche kleine Wohlstand zu errichten liebte.

Im Laufe der Jahre wollte die Petersgasse durchaus nicht mehr zu dem übrigen Stadtbilde passen. Feindselig blickten die turmhohen Zinnen der modernen Bauten auf die hölzernen, moosbewachsenen Dächer, die so armselig erschienen und unter denen es sich doch so gut hausen ließ. So glich die Petersgasse bald einem stillen Eilande kleinstädtischer Behäbigkeit im Meere großstädtischen Prunkes.

Die Bewohner jener kleinen Hütten mußten notgedrungen ganz anders geartet sein als die besitzlosen Nomaden der

neuen Karawansereien. Sie hatten nicht nur ihre eigenen Bedürfnisse und Gewohnheiten, sondern auch ihre eigenen Ansichten, ihren eigenen Glauben und ihr eigenes Empfinden.

Und eben deshalb mußten jene Hütten fallen.

Zur Zeit, in der diese Erzählung spielt, hatte das Zerstörungswerk eben begonnen. Eine kleine Anzahl der Häusler hatte sich beschwatzen lassen, ihren Grund und Boden gegen bares Geld zu veräußern. Die alten Hütten waren niedergerissen worden und fast über Nacht war auf dem gewonnenen Platze mit erschreckender Schnelligkeit das vierstöckige Gebäude entstanden, in dem der Meister des Passauer Bäckerjungen sein Heim aufgeschlagen.

Der Todesstoß war damit gegen die stille Straße geführt.

Allzu leicht war der Kampf allerdings nicht. Denn viele Besitzer der kleinen Anwesen klebten an der Scholle, die sie zumeist von ihren Vätern geerbt, und es kostete den Unternehmern oft schwere Mühe, das Stückchen Erde und baufälliges Mauerwerk den hartgearbeiteten Handwerkershänden zu entwinden.

Der Zähesten und Widerspenstigsten einer war der Vater des kleinen He, der Kaminfegermeister Hinterstoißner.

Wie es der Sohn dem Passauer beschrieben, war sein Häuschen das letzte in der Gasse und das kleinste und unscheinbarste obendrein. Die verlockendsten Kaufanträge waren bereits an dem starren Sinne des eigenwilligen Mannes gescheitert.

Wenn man den Meister in seiner schwarzen Arbeitstracht, mit dem langen, über die Brust wallenden blonden

Barte durch die Straßen schreiten sah, da war man es sich gleich bewußt, daß man es hier mit einem hartnäckigen Gegner des neuen Systems zu thun habe.

Er verstand sich ja auf menschliche Wohnstätten. Das brachte schon sein Handwerk mit sich. Trotzdem die neumodischen Kamine sein Gewerbe erleichterten, wollte er es doch mit den alten gehalten wissen. Und dafür mußte er seine Gründe haben.

Der Neubau in der eigenen Straße war ihm ein schmerzender Dorn im Auge. Wenn es irgendwie zu umgehen war, vermied er es, die gehaßte Schwelle zu überschreiten. Daher sandte er stets He statt seiner, um die kleinen Reparaturen und belanglosen Arbeiten zu verrichten. Der Knabe war geschickt und verläßlich und außerdem war es für ihn von Vorteil, sich frühzeitig an die „neue Zeit“ zu gewöhnen.

In mancher Beziehung erstreckte sich die Abneigung des Meisters gegen das Gebäude selbst bis auf die Menschen, die es bewohnten. Daher hatte He auch dem Vater nichts von der neuen Bekanntschaft, die er am Morgen geknüpft, erzählt, obgleich er mit dem raschen Unbedacht seiner Jahre kurzweg entschlossen war, sich den Passauer in enger Freundschaft zu verbinden.

Mit Ungeduld harrte er des Augenblickes, wo der Vater nach beendetem Nachtmahle die Pfeife in Brand stecken würde, was in der patriarchalischen Hausordnung als das Zeichen galt, daß die Tafel aufgehoben sei.

Dann eilte er auf die Straße. Auf einem der an-

stoßenden Felder trieben einige halbwüchsige Burschen ihr Spiel. He kannte sie alle. Seine liebsten Kameraden waren darunter.

Einen Augenblick zögerte er und überlegte, ob er sich ihnen nicht anschließen solle. Dann aber gedachte er wieder des neuen Freundes, der „nach der Donau und dem anderen Leben" Heimweh empfand. Er wollte ihn holen und den lustigen Genossen zuführen.

Er fand den Passauer auf der Bank vor dem Thorwege. Ohne viel Umstände forderte er ihn auf, ihm zu folgen. Josef Brunner schüttelte jedoch bedenklich den Kopf: das passe nicht für ihn, er sei zu schwerfällig für so lustige Gesellschaft.

Der kleine He blickte ihn prüfend an. Im Grunde genommen hatte der Bäcker recht. Eine gewisse verschlafene, träge Schwermut strahlte von ihm aus. Man konnte sich diesen großen, starkknochigen Jungen nicht gut in lustigen Kreisen vorstellen. Er war für die Arbeit und für die Ruhe geschaffen. Aber an der Freude, dem lauten, beweglichen Genusse hatte er keinen Teil.

Vom Felde her ertönte das Jauchzen der Burschen. He, der wohl einer der Uebermütigsten und Lautesten in jenem Kreise gewesen wäre, wandte den Kopf der Richtung zu, aus der der Lärm erscholl. Dann aber blickte er wieder auf den Passauer, der ihm treuherzig zulächelte. Und als habe er einen raschen Entschluß gefaßt, setzte sich He ungestüm neben ihn auf die Bank und erklärte entschieden: „Gut! Dann bleibe ich bei Dir!"

Eine Weile saßen sie friedlich neben einander und kramten sich gegenseitig ihre Erlebnisse aus. Auf die Dauer jedoch vertrug der Kaminfeger diese beschauliche Unterhaltung nicht. Er fing an, dem Freunde von den Schönheiten der Stadt zu erzählen. Ob er schon das und jenes gesehen? Und als der Passauer immer verneinte, sprang er ungeduldig auf und erklärte, wenn er sich hier in diesem Hause vergrabe, dann könne ihm München allerdings nicht gefallen.

Da habe er vollkommen recht, bestätigte der andere phlegmatisch, ohne sich jedoch zu rühren. Das war dem kleinen He nun doch zu arg. Er entschied, daß man auf der Stelle einen ausgedehnten Spaziergang unternehmen müsse, und um seinen Worten größeren Nachdruck zu verleihen, ergriff er die Hand des Bäckers und versuchte, sich fest mit dem Fuße stemmend, den trägen Gefährten von der Bank wegzuziehen.

Lachend stand dieser auf, schüttelte sich wie ein junger Hund und folgte gutmütig dem Kleinen. Ueber die Felder, an den Gemüsegärten vorüber, schritten sie der Bavaria zu.

He war in seinem Elemente. Bald erzählte er, wie viel Kohl, Rüben und Salat in München verzehrt werde, bald machte er den Freund auf die Türme der Frauenkirche aufmerksam, die als das mächtige Wahrzeichen der Stadt aus dem graurötlichen Dunstkreise hervorragten. So gelangten sie auf die Theresienwiese. Die weiße Säulenhalle hinter dem Standbilde leuchtete durch das Abendgrauen feierlich wie ein Tempel herüber.

Einige Schießbuden und Raritätenhütten waren an

dem Straßenrande zur Besichtigung aufgeschlagen. Auch ein großes Ringspiel war darunter, das bei dem hereinbrechenden Dunkel mit seinen zahlreichen, von großen, blanken Reflektoren umgebenen Lampen einen gar feierlichen Eindruck hervorrief.

So etwas hatte Josef Brunner noch nie gesehen. Auf dem Jahrmarkt in Passau waren auch derartige Wunder zu begaffen, aber eine solche Pracht hatte sich der Biedere nicht träumen lassen.

Er konnte sich gar nicht satt daran sehen. He stand neben ihm und summte die Melodie der Drehorgel leise mit. Jetzt sei nichts „Rares“ los, meinte er geringschätzig, das richtige Leben entwickle sich erst im Herbste, beim Oktoberfeste. Aber so überlegen der kleine Mann sich auch stellte, seine lachenden Augen verrieten doch die Genugthuung, die er über das Erstaunen des Genossen empfand.

Als sie den Heimweg antraten, war der Grundstein zu einer treuen Freundschaft gelegt, einer Freundschaft, wie sie eben nur die Jugend kennt, die für jedes Gefühl ihre reichsten Kräfte verschwendet. Dabei bildeten die beiden Knaben schroffe Gegensätze. War Josef um einen Kopf größer als der schmächtige He, so war dieser geistig und körperlich dem Kameraden an Behendigkeit und Unternehmungslust bei weitem überlegen.

Die breiten, muskulösen Schultern des Passauers schienen ganz dazu geeignet, eine seinen Jahren noch nicht entsprechende Last zu tragen. Aber um den richtigen Punkt zu erspähen, wo eingesetzt werden mußte, um die Last

leicht zu heben, den geheimen Vorteil im Griffe zu entdecken, dazu bedurfte es des klaren, findigen Kopfes des kleinen Kaminfegers.

Am deutlichsten trat dieser Unterschied ihrer Veranlagung bei der Art, wie sie ein Vergnügen genossen, zu Tage. Josef mußte meistens erst durch seinen Freund auf das Heitere und Lustige eines Unternehmens, auf das Salz eines Witzes aufmerksam gemacht werden. Dann aber genoß er das Gebotene noch gründlich und behaglich, wenn der rasche Geist Hes sich schon längst auf die Suche einer neuen Anregung begeben hatte.

Dieses Verhältnis, das so jäh und anscheinend grundlos aufgeflackert war, bewies größere Dauer und Festigkeit, als Knabenfreundschaften sonst sich rühmen können.

Alle Feierstunden wurden gewöhnlich gemeinsam verlebt, und wenn es irgendwie möglich war, stand der Weiße früh morgens am Thore, um mit dem Schwarzen, ehe dieser zur Arbeit ging, einige Worte auszutauschen. Abends wurde der englische Garten gründlich durchstreift und die ganze Stadt einer eingehenden Musterung unterzogen. He spielte bei diesen Streifzügen mit nicht geringerem Selbstgefühl den Cicerone, als ein Monarch, der dem Beherrscher eines andern Staates die Pracht seines Landes zeigt.

So floß der Sommer dahin. Die ersten Mahnungen des Herbstes traten ein, plötzlich, unvermittelt und rauh. Die letzten Septembertage waren noch drückend heiß über der Stadt gelegen, da — über Nacht — hatte sich der bisher klare Himmel mit grauem, bleiernem Gewölk be-

hangen und kalter, dünner Regen rieselte in langen, schrägen Streifen stetig und gleichmäßig hernieder.

Als He des Morgens an der Grünerschen Bäckerei vorübergegangen, war Josef nicht vor dem Hause gestanden. Das war bereits zu wiederholtenmalen vorgekommen, und der kleine Kaminfeger war der letzte, sich unnützen Sorgen hinzugeben. Aber auch abends fand er den weißen Kameraden nicht unter dem Thorwege.

Einige Zeit harrte er geduldig. Als ihm aber die Geduld zu reißen drohte, faßte er sich ein Herz und beschloß, in der Bäckerei Nachfrage zu halten.

Die Arbeitsräume lagen zu ebener Erde in dem rückwärtigen Flügel des Hauses. Um in diese zu gelangen, mußte man einen kleinen, mit grauen Steinen gepflasterten Hof durchschreiten. Von einem Gesellen erfuhr He, der Freund liege krank oben in der Stube. Damit wandte man ihm den Rücken.

Etwas eingeschüchtert zog sich der Kleine zurück. Er hatte den brennenden Wunsch, Josef aufzusuchen, aber eine unerklärliche Scheu hielt ihn davon zurück.

Trotz ihres täglichen Umganges hatte keiner der Knaben das Heim des andern betreten. Ihre Freundschaft war auf der Straße entstanden und schien nur dort ihre Blüten zu treiben. Bisher war auch von keiner Seite der Wunsch geäußert worden, diesen Bann zu durchbrechen. Es schien fast, als benötigten diese zwei grundverschiedenen Elemente den weitesten Rahmen zu einer einträchtigen Vereinigung,

da bei der geringsten Beengung die Gegensätze scharf an einander prallen mußten.

He blieb daher zögernd unter dem inneren Eingange des Thorweges stehen und blickte zu den Fenstern des vierten Stockwerkes empor, hinter denen, wie er wußte, der Bäcker lag. Das schmucklose, turmhohe Mauerviereck mit seinen zahllosen, regelmäßigen Fenstern beängstigte ihn und rief in ihm den Eindruck eines Gefängnishofes wach. Und dort oben — ganz oben — lag sein Freund, der Passauer.

Warmes Mitgefühl schwellte sein Herz. Er hatte bisher nie die Abneigung des Vaters für den Neubau begriffen. Im Gegenteil, das Haus hatte ihm stets sehr vornehm und schön gedünkt, und der Donnerstag, an welchem er dort oben am Dache die Kamine prüfte, war ihm stets eine der liebsten Arbeitsstationen gewesen.

Aber krank gelegen — das wäre er doch nicht gern in diesem Zinspalaste. Da war es doch daheim, in der unscheinbaren Hütte, gemütlicher. Der arme Passauer! Und kurz entschlossen schritt He wieder über den Hof und eilte die Treppe des Hintergebäudes hinauf.

Es war eine schmale Stiege, die in scharfen, raumsparenden Windungen rasch in die Höhe führte. Auf den Absätzen des ersten Stockwerkes stand eine abgehärmte Frau, mit einer häuslichen Arbeit beschäftigt. Sie wandte nicht einmal den Kopf nach dem Besucher.

Wie viele Leute gingen hier ein und aus! Vielleicht war es der Sohn eines Nachbarn! Die Parteien wechselten so rasch, daß man nicht den Namen und die Gesichter be-

wahren konnte. Heute zogen sie ein, und am nächsten Termine zogen sie oft wieder ihre Straße weiter. Nicht viel besser als die obdachlosen Zigeuner!

Auf den zu oberst gelegenen Flur mündeten drei Thüren, deren jede ein bedrucktes oder beschriebenes Kärtchen aufwies. Gleich auf der zunächst liegenden las He: „Grüner, Bäckermeister.“ Da mußte es also sein.

Er zog die Glocke. Schlurfende Tritte wurden vernehmbar, und die Thür öffnete sich zu einer schmalen Spalte. Ein verwahrlostes Weib frug nach seinem Begehren.

Ob er den Passauer sprechen könne?

Die Frau nickte, ließ den Kleinen eintreten und wies auf eine dem Wohnungseingange gerade gegenüberliegende Thür. Da He einen Augenblick zögerte, warf sie ihm einen mißtrauischen Blick zu, ob er nicht etwa mit unehrlichen Absichten eingedrungen sei und rief unwirsch: „Na, so gehen's doch hinein!“

Der Kaminfeger ließ es sich nicht zweimal sagen.

Es war ein mäßig großes, helles Zimmer mit höchst kümmerlicher Einrichtung. Zwischen den zwei niedrigen Fenstern stand ein hölzerner Tisch und über diesem hing ein unscheinbarer, halb erblindeter Spiegel. An der gegenüberliegenden Wand standen in Reih und Glied, wie in der Kaserne, vier Betten mit rotgemusterten Federpolstern. Unter jeder dieser Lagerstätten befand sich ein kleiner Koffer, der die Habseligkeiten der Bäckergesellen barg.

Im letzten Bett, im äußersten Winkel des Zimmers,

lag eine menschliche Gestalt. He trat näher — das mußte der Passauer sein.

Er schlief. Mit fieberglühenden Wangen lag er auf dem Rücken, die trockenen Lippen halb geöffnet, die hartgearbeiteten Hände auf der Brust verschlungen. An den Nägeln klebten noch einzelne trockene Teigkrumen, und das Gesicht trug Spuren des Mehlstaubes.

Die Krankheit schien ihn bei der Arbeit überrascht zu haben. Auf dem hölzernen Stuhle neben dem Lager lag seine große Uhr mit der plumpen Silberkette, die ihn mit so großem Stolz erfüllte.

He überlegte. Sollte er den Freund wecken? Es war gewiß besser, er schlief. Und außerdem hatte er ja Zeit.

Der Kaminfeger schlich sich dann auf den Zehen zum Fenster, um dort das Erwachen des Kranken abzuwarten. Er stützte die Ellenbogen auf die Brüstung und blickte von der schwindelnden Höhe in den Hof hinab, der öde und verlassen dalag.

Der Regen fiel unaufhörlich vom dunkelnden Herbsthimmel hernieder. Klatschend schlug er auf die grauen Steine des Pflasters und sammelte sich in den Rinnen und Vertiefungen. Mit seinen jungen Augen konnte He dies alles trotz der schwindelnden Höhe beobachten.

Und gerade so, wie vor wenigen Augenblicken, als er unten gestanden, ängstigte den Knaben dieser kahle, nüchterne Hof, in dem alles so abgegrenzt und gefangen aussah.

Die Fenster des Mauervierecks waren zumeist dunkel

und unbelebt. Bei ihm daheim, da hatte die Mutter hinter jedem Fenster einige Blumentöpfe stehen. Seine Augen suchten die Reihen ab, ob er auch hier irgendwo einen solchen Schmuck entdecken würde. Er fand keinen. Nur hinter dem dritten Fenster der Querwand des gleichen Stockwerkes stand ein billiger Strauß, wie ihn die Gärtner feilbieten, in einem Glase.

Die Flügel waren weit geöffnet. Vorhin waren sie geschlossen gewesen. Ein Mädchen saß dort an der Brüstung, über eine Näharbeit gebeugt, an der sie emsig schaffte. Sie schien die Scheiben trotz des kalten Wetters geöffnet zu haben, um noch etwas mehr Tageslicht zu erhaschen.

He konnte ganz deutlich ihr Gesicht sehen. Es war nicht gerade schön zu nennen, aber die Frische der Jugend und eine gedankenlose Güte lagerten darauf und ließen es anziehend erscheinen. Da sie den Kopf leicht vorgeneigt hielt, sah He die kleinen Löckchen, die sich auf ihrem Halse kräuselten.

Das schien ihm wunderschön. Er wurde nicht müde, die Fremde zu bewundern. Plötzlich hielt diese in ihrer Arbeit inne und schnitt mit der Schere den Faden ab. Dann blickte sie zufällig nach dem Fenster, aus dem der Kaminfeger zu ihr hinüberstarrte.

He wurde blutrot. Verlegenheit und Scham erfaßten ihn, gerade als sei er auf der schwärzesten That ertappt worden. Rasch trat er in das Zimmer zurück. Dabei streifte er jedoch so unsanft das Fenster, daß es klirrend gegen die Mauer stieß und das Geräusch den Passauer weckte.

Zum Glücke war die Dunkelheit im Zimmer schon so weit fortgeschritten, daß der Bäcker die geröteten Wangen und die Verwirrung des Freundes nicht gewahrte. Selbst He, der nun seine ganze Aufmerksamkeit dem Kranken zuwandte, hatte bald den kleinen Vorfall vergessen. Als er aber, nachdem er Abschied genommen, das Fenster schloß, da die Abendluft empfindlich kühl wurde, überzeugte er sich doch durch einen raschen Blick, ob das Mädchen noch bei der Arbeit sei. Aber das Fenster war leer.

*

Alle kommenden Abende widmete der kleine Kaminfeger der Pflege des Passauers. Zu seiner Ehre sei es gesagt, daß, so lange dieser mit Schmerzen darniederlag, selbst der Mädchenkopf am benachbarten Fenster He nicht ungebührlich lange in Anspruch nahm. Als aber Josef wieder genas und nur als Rekonvaleszent noch die Stube hüten mußte, da fand auch der Schwarze die alte, sprudelnde Lebensfreude wieder.

Vorerst wollte er das Geheimnis der reizenden Nachbarschaft für sich bewahren. Aber der lustige Bursche war nicht dazu geschaffen, Freud oder Leid in sich zu verbergen. Bald war der Passauer in alle Einzelheiten eingeweiht, und es lugten nun statt einem zwei Knabenköpfe nach der fleißigen Arbeiterin hinüber, die regelmäßig bei der hereinbrechenden Dämmerung ihren Platz am offenen Fenster einnahm.

Das Mädchen hatte längst die beiden jugendlichen Bewunderer bemerkt, und es bereitete ihr Freude, hie und da einen Blick oder gar ein freundliches Lächeln hinüberzusenden. Dann aber fuhren die beiden Knaben jedesmal mit roten Köpfen zurück und lachten in der Stube wie über einen gelungenen tollen Streich.

Es war das unschuldigste aller Verhältnisse. Wenn es vom Josef abgehangen hätte, so wäre es auch dabei geblieben, aber des unternehmenden Hes Ehrgeiz strebte nach Höherem.

Eines Tages frug er ziemlich unvermittelt den Freund: „Du, sag, wie heißt denn das Fräulein eigentlich?"

Der Passauer schüttelte bedächtig den Kopf. Das wußte er nicht. Wie sollte er auch! In diesem Hause lebte ein jeder für sich. Nun erst gar die Bewohner der Seitenflügel, deren jeder eine eigene Stiege besaß. Von denen wußte man nicht mehr als von den Bürgern einer andern Welt.

Für solche Schwerfälligkeiten hatte der kleine He nur einen mitleidigen Blick. „Na, ich werde es schon erfahren!" meinte er überlegen und väterlich.

Und er erfuhr es! Schon am folgenden Tage teilte er dem Passauer mit, der Gegenstand ihrer heimlichen Liebe heiße Elise Maier und verdiene das tägliche Brot durch Nähen.

Diese Wissenschaft änderte jedoch nicht viel in ihrem Verhältnisse. Ja selbst in ihren Gesprächen blieb Elise Maier das „Fräulein".

Die Näherin lebte anscheinend zurückgezogen. Sie verließ gewöhnlich nur vormittags das Haus, um die fertige Arbeit abzuliefern und neue zu holen.

In so weit war Josef vom Glück mehr begünstigt als He. Denn hatte dieser die Verhimmelte noch nie auf der Straße getroffen, so war der Passauer ihr schon öfter im Thorwege von Angesicht zu Angesicht gegenüber gestanden. Allerdings hatte er sich dann jedesmal scheu in die Ecke gedrückt, um nicht erkannt zu werden. Diese Scheu trug ihm dann vom Kaminfeger den ärgsten Spott ein. Jedesmal nahm er sich vor, bei der nächsten Gelegenheit sich bemerkbar zu machen, aber sowie er die schmiegsame Gestalt auf sich zukommen sah, waren die guten und kühnen Vorsätze vergessen.

*

Wochen zogen ins Land. Da — eines Abends — als He die Straße heruntergeschritten kam, um den Passauer aufzusuchen, sah er wenige Schritte vor sich eine schlanke, weibliche Gestalt, deren Anblick sofort sein Herz stürmisch schlagen ließ.

Er beschleunigte seine Schritte, um sich Gewißheit zu verschaffen. Es war kein Zweifel: das „Fräulein" schritt da vor ihm her.

Ohne zu überlegen, folgte er ihr. Zuerst, ohne sich Rechenschaft zu geben, was er that, dann aber, als sich die erste freudige Ueberraschung gelegt, aus vorwitziger Neugierde.

Die Näherin schlug den kürzesten Weg zum englischen Garten ein. Ohne sich umzublicken, eilte sie vorwärts. He hatte Mühe, sie in den belebten Straßen immer im Auge zu behalten, ohne von ihr bemerkt zu werden.

So erreichten sie die Anlagen. Die Dämmerung war weit vorgerückt, und über den Wiesen lagerte sich ein weißer Nebel. Von der Königinstraße herüber glänzten die Lichter durch die nur spärlich belaubten Bäume.

Auf einer der ersten Bänke ließ sich das „Fräulein" nieder und spähte den Pfad hinauf.

Dabei mußte sie den Knaben, der unentschlossen in einiger Entfernung stehen geblieben war, bemerkt haben, denn gleich darauf erhob sie sich wieder und suchte eine noch entlegenere Ruhebank auf.

Aber He folgte ihr auch dahin. Scheu schlich er sich näher. Als er nur noch wenige Schritte entfernt war, rief ihn das Mädchen erzürnt an. Was er denn von ihr wolle? Ob er ein Spion sei? Und wer ihn zu diesem sauberen Handwerke angestiftet?

Ihre Stimme klang gereizt und zornig. Der kleine He war tief betroffen. Er vermochte nur etwas Unzusammenhängendes von ihrer Freundlichkeit und von benachbarten Fenstern zu stammeln.

Nun erst schien ihn das „Fräulein" zu erkennen. Der Unmut schwand aus ihrem Gesichte. Sie ließ den Kleinen sich auf die Bank setzen und stellte ein ordentliches Verhör mit ihm an.

Der Kaminfeger hatte bald seinen alten Frohsinn wieder

gefunden. Er schwatzte seiner Angebeteten das tollste und ungereimteste Zeug vor und weihte sie in seinen friedlichen Lebenslauf ein.

„Du bist also in mich verliebt?“ frug das Mädchen, ihre Heiterkeit mühsam verbergend.

He nickte ernsthaft.

„Und Dein Freund auch?“ fragte sie belustigt fort.

Auch das wurde ihr bestätigt.

„Aber eifersüchtig bist Du wohl nicht?“

He blickte sie befremdet an. Er schien sie nicht zu verstehen. Daher fügte sie erklärend hinzu: „Auf Deinen Freund, meine ich? Wenn ich den lieber hätte als Dich?“

Das war dem Knaben noch nie eingefallen. Sie hatten ihre Liebe wie jedes andere Vergnügen als Gemeingut aufgefaßt. Nun aber ahnte er, daß das auf die Dauer nicht möglich sei.

„Sie haben den Passauer lieber als mich?“ fragte er ängstlich.

Das Mädchen lachte. Sie strich ihm mit der Hand das Haar aus der Stirn. „Nein — nein! Sei nur ruhig! Du bist mir der Liebste! Aber jetzt gehe hübsch artig nach Hause!“

Damit nahm sie seinen Kopf zwischen die Hände und küßte ihn auf die Stirn.

Beseligt, verwirrt, überrascht lief He davon. Sie hatte ihm gesagt, er solle gehen, und er war glücklich, ihr folgen zu dürfen. Er fragte sie nicht, warum sie ihn wegschicke, noch was sie zu dieser Stunde im englischen Garten suche. Es war ihm völlig genügend, daß sie ihn lieb hatte.

Mit fieberhafter Erregung erzählte er dem Passauer den Vorgang. Nur die Frage der Eifersucht verschwieg er ihm. Denn dann hätte er ihm auch sagen müssen, daß das Fräulein ihn lieber habe. Und das mußte ja den guten Burschen kränken.

Er fühlte Mitleid mit ihm. Er schämte sich fast, in so hohem Grade vom Glück begünstigt zu sein. Aber allerdings — in Zukunft mußte er darauf bedacht sein, daß seine bevorzugte Stellung dem Fräulein gegenüber gewahrt werde. Es war ja doch seine „Liebe!“

Der Bäcker schüttelte zweifelnd den Kopf. Es bedurfte aller Schwüre des Freundes, um ihn von der Wahrheit der Erzählung zu überzeugen. Daß solche Gunstbezeigungen wie ein Kuß so leicht zu erlangen seien, das hätte er nicht geglaubt.

*

Der folgende Tag war ein Donnerstag. Ueber Nacht war der erste Schnee gefallen und lag weich und weiß über den Dächern.

He hatte die Nacht fast schlaflos zugebracht. Es war das erstemal, daß er seinen festen Kinderschlummer nicht gefunden. Das Uebermaß seines Glückes ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Selbst im Halbschlafe hatte er das Gefühl, es sei ihm etwas Großes begegnet, eine tiefe Aenderung in seinem Leben erfolgt.

Früher als sonst trat er seinen Arbeitstag an. Auch ging ihm die Arbeit weit rascher als gewöhnlich von der

Hand. So kam es, daß er zu ungewöhnlich früher Stunde auf dem Neubau in der Petersgasse anlangte.

Gewöhnlich hielt sich Josef den Donnerstag zur Stunde, wo He eintraf, im Hofe auf, um mit dem Freunde einige Worte, ehe dieser das Dach bestieg, auszutauschen.

Vorerst wollte der Kaminfeger auf den Bäcker warten. Dann aber fiel ihm ein, es sei besser, rasch die Arbeit zu erledigen und dann das Plauderstündchen zu halten.

Gleich darauf stand er oben auf dem Dache und pfiff, während seine Kugel durch den Kamin rollte, sein lustiges Lied gegen den grauen Himmel.

Was ging ihm der Schnee an, der über Nacht auf die Erde gefallen war? In seinem Herzen war es Frühjahr! Da knospete und sprießte der Mai! Er war doch ein glücklicher Mensch! Liebe und Freundschaft — wie wenige konnten sich des gleichen Reichtums rühmen! Keusche Liebe und treue Freundschaft! Es war das Schönste und Beste auf der Welt. Das wußte er trotz seiner jungen Jahre.

Da fiel es ihm ein, daß, wenn er bis an den äußersten Rand des Daches klettern würde, er aller Wahrscheinlichkeit nach in das Zimmer des Fräuleins sehen könne.

Diese Aussicht reizte seine Neugierde und Unternehmungslust auf das höchste. Und dann — vielleicht — er war ja vom Glück begünstigt — saß sie gerade am offenen Fenster, und er würde sich bemerkbar machen, durch einen Hurraruf oder dergleichen. Sie würde sich ängstigen, ihn so nahe am Abgrund zu sehen, und sie würde ihn bewundern.

Obendrein war die Sache gar nicht so gefährlich, wie es den Anschein hatte. Allerdings mußte er sich von der Sicherheitsschnur, an der er befestigt war, loslösen, da diese nicht so weit reichte. Aber wenn er sich mit den Händen an der Dachrinne festhielt, so war gar keine Möglichkeit, in die Tiefe zu stürzen.

Vorsichtig, da die wässerige Schneedecke leicht gleiten konnte, kroch er dem äußersten Dachrande zu. Sein Gesicht glühte vor Freude über den tollen Streich. Bald war das Ziel erreicht.

Aber das Fenster der Näherin war geschlossen und mit einer weißen Gardine verhangen.

Die grauen Pflastersteine des Hofes gähnten unheimlich herauf. Im Thorwege lehnte der Passauer im weißen Arbeitskittel. Er wartete auf He. Es schlug gerade die Stunde, in der er gewöhnlich auf dem Neubau eintraf. Der Bäcker hatte keine Ahnung, daß sein Freund schon längst oben auf dem Dache war.

He verspürte die größte Lust, dem Ahnungslosen einen Schneeball zuzuschleudern. aber es war doch zu gefährlich, die Hände frei zu geben.

Langsam schickte er sich an, den Rückweg anzutreten. Da — war das nicht das „Fräulein“, das aus dem Thorweg trat? Sie schien einen Einkauf besorgt zu haben, denn sie trug ein Päckchen auf dem Arm.

Wie sie an dem Passauer vorüberkam, blieb sie stehen. Sie sprach zu ihm. Vielleicht frug sie nach ihm, dem Kaminfeger.

Nein doch — sie schien zu lachen! Dann trat sie einige Schritte in den Hof zurück. Der Passauer folgte ihr — er faltete die Hände wie bittend — und da — da beugte sie sich nieder — und küßte jenen — gerade wie sie gestern ihn geküßt hatte!

Ein plötzliches, leidenschaftliches Weh durchzuckte den kleinen He. Das war Verrat! Schwarzer Verrat! Er konnte es nicht fassen — nicht fassen. Die erste Täuschung vernichtete all seinen Glauben. Es war gewiß nicht das erstemal, daß der Passauer das „Fräulein" geküßt. Er vermochte an nichts mehr zu glauben. An nichts!

Er schlug die beiden Hände vor die Augen! Ein Schluchzen durchwühlte seine Brust. Und da — da wich die weiche Schneedecke — ein hastiges Tasten — und sausend flog der kleine Körper in die gähnende Tiefe — gerade vor die Füße des Passauers. Ein dumpfer Fall — sprachloses Entsetzen — dann urplötzlich ein wilder, leidenschaftlicher Schrei.

Der Weiße kniete neben dem entseelten Schwarzen, aus dessen Lippen dunkle, rote Tropfen auf das graue Pflaster sickerten. In diesem Augenblicke fing es an heftig zu schneien, als ob der Himmel die Leiche rasch zudecken wollte.

Die Leute umstanden mitleidvoll den Toten und den Lebenden. Einige suchten auf diesen mit Fragen einzudringen. Er aber achtete nicht auf sie. Was hatte er denn gethan? Seiner Meinung nach nichts Unrechtes! Er hatte das „Fräulein" um einen Kuß gebeten — da es gar so einfach war.

Und deshalb hatte He — sein Liebstes und Bestes — sterben müssen. Denn daß es deshalb war — das fühlte er — das hätte ihm keiner zu sagen gebraucht.

Starr, fassungslos blickte er gegen den strengen Himmel. Die Schneeflocken legten sich auf seine glühende Stirn und Schläfen — zerflossen dort und rannen als große, kalte Tropfen über seine Wangen. Es war gerade, als ob ein barmherziger Gott dem Schmerze dieses Kindes die lindernden Thränen schenken wollte, die ihm die Natur versagte!

Grenzen der Freundschaft.

Eine gute Wegstunde vom Alpendorfe St. Sieg liegt der stille Thalkessel Traumwinkel. Die steil emporstrebenden Berge, die dieses entlegene Stückchen Erde von allen Seiten umschließen, sind mit dunklen Fichten und Tannen dicht bestanden und mit mächtigen, glitzernden Schneekoppen gekrönt, was der Landschaft einen träumenden, düsteren Anstrich verleiht. Mitten durch die breite Wiesenfläche der Thalsohle zieht sich gleich einer ungeheuren Schlange eine schmale, weiße Straße, aus dem diesseitigen Waldsaume entspringend und sich in den jenseitigen verlierend. Längs dieser Straße fristen einige verkrüppelte Obstbäume ihr kümmerliches Leben, sich in Sehnsucht nach warmen Sonnenküssen verzehrend.

Kein geackertes Feld, kein schützender Zaun, keine wirkliche Hütte verrät, ob je ein Menschenfuß dieses stille Thal betreten.

Nichts als Wiesen, Berge und Bäume.

Nur an der rechtseitigen Waldlehne erhebt sich, von einer Tannengruppe fast versteckt, ein langgestrecktes, siebenfensteriges, einstöckiges Gebäude — die Hubertussäge —

das in seiner einsamen Oede das Bild der unentweihten Ruhe und des selbstgenügenden Friedens um so wirksamer zur Geltung bringt.

An einem kalten Dezembernachmittag fielen die Strahlen der früh scheidenden Sonne durch das äußerste dieser sieben Fenster in ein kleines Stübchen und gerade auf das welke Gesicht eines alten Mannes, der auf einem altmodischen, blaugeblümten Sofa sein Nachmittagsschläfchen hielt.

Es war ein niederes, schmales Zimmerchen, das aber mit seinen lichten Holzwänden, dem blankpolierten Tische und Spinde und den mit geblümtem Kattun überzogenen, altväterlichen Möbeln einen gar freundlichen und wohnlichen Eindruck hervorrief.

Die Diele war rein gescheuert und mit lichtem Sande bestreut. Auf dem Tische vor dem Ruhebette lag eine gestopfte Pfeife und ein Tabaksbeutel, während auf dem Spinde das Kaffeegeschirr und die Lampe nur des Augenblickes harrten, wo man ihrer Dienste bedurfte.

An der Wand, dicht neben dem Fenster, hing ein aus hölzernen Stäbchen gefügter Vogelbauer, und in diesem hielt, gleich seinem Herrn auf dem Sofa, ein prächtiger, rotbrüsteter Gimpel seine friedliche Siesta.

Das Tier schien sich einer uneingeschränkten Freiheit zu erfreuen, denn die Thür zum Käfig stand so weit offen, daß man diesen Umstand kaum einer Unbedachtsamkeit zu gute schreiben konnte, sondern darin vielmehr eine wohldurchdachte Absicht erkennen mußte.

Der alte Mann erwachte. Langsam erhob er sich und

warf einen prüfenden Blick um sich, als könne er aus den Schatten, die sich in der Stube einzunisten begannen, die Zeit bestimmen, wie lange er geschlafen.

Mißbilligend den Kopf schüttelnd, rückte er dann ein wenig den Zeiger der Wanduhr, die mit ihrem weißen, mit bunten Blumen bemalten Zifferblatte und den blinkenden messingenen Gewichten so recht in diesem friedlichen Zimmerchen auf ihrem Platze war.

Die abgeklärte Heiterkeit des Raumes schien dem inneren Wesen des einsamen Bewohners angepaßt zu sein.

Er war eine absonderliche, auffallende Erscheinung.

Trotz seines vorgeschrittenen Alters — er mochte wohl sieben Dezennien zählen — hielt er die große, hagere Gestalt hoch aufgerichtet, auf der ein kleiner, schöngeformter, von weißen Löckchen umrahmter Kopf thronte.

Das bartlose Gesicht war etwas gerötet und von unzähligen Fältchen und Runzelchen durchzogen. Trotzdem war es dem nagenden Einflusse der Zeit nicht gelungen, die Schönheit der feinen, regelmäßigen Züge gänzlich zu zerstören. Hände und Füße waren groß, aber durchaus edel geformt, wie denn überhaupt diesen alten Körper ein unerklärlicher Schimmer des Adels der Antike umstrahlte.

Seine Kleidung war einfach und der Sitte des Landes angepaßt.

Den Rock hatte er abgelegt. Die weiten Aermel des ungestärkten Hemdes waren von blendendstem Weiß, und über der violetten, ein blumiges Muster zeigenden Weste baumelte eine mächtige silberne Uhrkette.

Um den etwas langen, mageren Hals hatte er ein dunkles Seidentuch gewunden, das unter dem Kinn eine schlaff herabhängende Masche bildete.

Langsam trat der Alte an den kleinen, eisernen Kochherd, der die eine Ecke der Stube neben dem Sofa ausfüllte, langte von einem mit spärlichem Hausrat geschmückten Wandregal eine Pfanne herab, füllte sie mit frischem Wasser und stellte sie, nachdem er mit einem Häkchen einen eisernen Ring aus der Herdplatte entfernt, auf die so entstandene Oeffnung über die prasselnde Flamme.

Dann bückte er sich und legte noch neues Holz in die Glut. Trotz der drückenden Hitze, die in dem kleinen Zimmer herrschte, schien die strahlende Wärme des Feuers dem alten Manne wohl zu thun.

Plötzlich frug er mit lauter Stimme, obgleich außer ihm kein Mensch zugegen war: „In unserem Alter kann man sich schon ein wenig Wärme gönnen! Nicht wahr, Pupp?“

Und nach einer kleinen Pause fügte er hinzu: „Heute wird es im Walde wieder barbarisch kalt sein. Du hast es freilich gut! Du sitzest hier im Warmen und fragst einen Pfifferling darnach, wie es draußen aussieht! Ich aber — ich muß noch heute auf den Schlag!“

Nichts regte sich. Nur das eintönige, schnarrende Ticken der Wanduhr war vernehmbar.

Aber als hätte er eine Einwendung zu widerlegen, fuhr der Alte vorwurfsvoll fort: „Ja, freilich! Ich soll auch zu Hause bleiben und die morschen Glieder wärmen!

Das wäre wohl das bequemste. Die Hände in den Schoß legen und den lieben Herrgott einen guten Mann sein lassen! Wer aber sollte dann deinen Kollegen das tägliche Brot bringen? Sollen sie sich etwa ihr bischen Nahrung selber mit den zarten Füßchen aus dem hohen Schnee hervorkratzen? Dir geht es zu gut, und daher wirst du ein Egoist, mein alter Pupp. Ja, ja! Ein Egoist! Wenn du ein Mensch wärest — du könntest es nicht ärger treiben!"

Nach dieser Standrede schlurfte der Sonderling quer durch die Stube auf den Vogelbauer zu. Der alte Gimpel jedoch schien ganz und gar nicht auf die Vorwürfe geachtet zu haben und schlief ruhig weiter.

Eine solche Verstocktheit empörte seinen Brotherrn.

Mit dem ausgestreckten Finger versetzte er dem Vogel einen leichten Schlag auf die Flügel.

Das war aber nun denn doch dem ruhebedürftigen Pupp zu viel. Er sträubte zornig sein buntes Gefieder und pickte mit seinem dicken, kurzen Schnabel höchst unzweideutig nach der Hand des Freundes.

Dieser aber schien ihm ein solch feindseliges Betragen nicht zu verübeln, sondern sich im Gegenteil höchlichst daran zu belustigen. Die schmalen, blassen Lippen lächelten freundlich, wobei sie zwei Reihen auffallend kleiner, makelloser Zähne zeigten. „Pupp, Pupp!" ermahnte er das erregte Tier väterlich, „verstehst Du denn keinen Spaß mehr?"

Da der Vogel jedoch ungnädig blieb und sich jeder Versöhnung abgeneigt zeigte, trat der alte Mann vom

Bauer weg an das Fenster und blickte, den Arm an das hölzerne Kreuz lehnend, träumend in die stille Winterlandschaft hinaus.

Der Tag ging rasch zur Neige. Jenes kalte Licht des Winters lag über dem Thale, das zwar noch hell leuchtet, dem jedoch der warme, belebende Strahl der Sonne nicht mehr innewohnt. Es war jene traurige Helle, die ihre Kraft aus dem weißen Schnee, aus dem Klaren, aus dem Abgestorbenen schöpft und die Dinge farblos, scharf abgegrenzt, in ihrer ganzen Nüchternheit zeigt.

Die Wiesen des Thales bedeckte eine lichte Schneedecke, von der sich die dunklen Fichten des begrenzenden Waldes fast schwarz abhoben, während die Wolkenballen im Westen noch in rosigem Lichte glühten.

Der alte Mann am Fenster paßte so recht in dieses winterliche Landschaftsbild.

Das stille Weh und die klare Heiterkeit, die aus seinen Zügen sprachen, verrieten, daß er zu jenen zählte, die sich mit dem Leben abgefunden haben.

Das Brodeln und Zischen des kochenden Wassers rief ihn wieder an den Ofen. Vorsichtig goß er den Inhalt der Pfanne in kleiner Menge in die irdene Kaffeemaschine. Aus der Wichtigkeit und Sorgfalt, die er diesen kleinen Verrichtungen angedeihen ließ, war leicht ersichtlich, daß der alte Sonderling keineswegs den Freuden des Lebens entsagt hatte, sondern vielmehr an dem beschaulichen Genusse des Gebotenen eine gesunde Befriedigung empfand.

Nachdem er mit seinem Gebräu zustande gekommen war, goß er sich eine große, geblümte und mit einem goldenen Rande gezierte Tasse davon ein, holte aus dem Spinde ein zierliches Drahtkörbchen mit Gebäck und stellte dann alle diese Herrlichkeiten auf den Tisch vor dem Sofa.

Kaum daß der Alte Platz genommen, so erachtete auch der Gimpel den Zeitpunkt für gekommen, sein Nachmittagsschläfchen zu unterbrechen und allen Groll der Vergessenheit anheim zu geben. Er hüpfte einigemal unruhig in seinem Bauer auf und nieder, als wollte er die steifen Glieder gelenkig machen, setzte sich dann unter die offene Thür seines bescheidenen Palastes und flog schließlich etwas schwerfällig und unsicher gerade auf den Tisch.

Der Alte hatte das ganze Manöver beobachtet und schalt gutmütig: „Also jetzt ist Herr Pupp wieder gnädig? Natürlich — weil es Futter giebt! Aber er bekommt nichts — gar nichts!“

Dabei verdeckte er das Brot mit seiner langen, mageren Hand. Der Vogel aber schien diese leere Drohung nicht zu fürchten und pickte ohne Umstände zwischen die Finger des Freundes nach dem begehrten Gebäck.

Nachdem sie auf diese Weise gemeinsam ihre Mahlzeit verspeist hatten, betrat der alte Mann die anstoßende kleine Kammer, die ihm als Schlafgemach diente. Der Raum war jedoch so eng, daß außer dem großen, mit Federdunen reich ausgestatteten Bette an Hausrat nur ein Waschtischchen und ein Kasten darin Platz finden konnten. Diesem entnahm der Alte einen warmen Rock und eine Mütze, schlang dann

noch ein langes, wollenes Tuch um den Hals und steckte den Rest seines Vesperbrotes zu sich.

„Das gehört Deinen Kollegen im Walde,“ belehrte er dabei den Gimpel, der noch immer auf der Tischplatte herumhüpfte und an einzelnen Krumen naschte.

Nach einem letzten prüfenden Blicke, ob alles an seinem gewohnten Platze, verließ der Sonderling das Zimmer und betrat den großen, langgestreckten Raum, der das ganze übrige erste Stockwerk des Gebäudes in Anspruch nahm.

In der Mitte erhob sich in dunklen Umrissen eine mächtige Säge, die durch einen breiten, ledernen Riemen mit der im Erdgeschosse befindlichen Maschine in Verbindung stand. Eine alte Hobelbank, dicht vor einem der kleinen Fenster, und ein schwerfälliger Kasten mit verblichener roher Malerei bildeten die ganze Einrichtung.

An der Wand, neben der schmalen Thür, die in die Klause des Alten führte, war ein kleiner Vorrat von Brennholz aufgestapelt, während eine offene Kiste daneben Spähne und Tannenzapfen, die zur Entfachung des Feuers dienen sollten, enthielt.

Auf der rechten Seite, unweit der Säge, führte eine steile, offene Treppe in den unteren Raum.

Der alte Mann schien sich in diesem kalten, unwirtlichen Arbeitsraum ganz zu Hause zu fühlen. Er schritt auf den großen Kasten im Hintergrunde zu und öffnete mit einiger Anstrengung die kreischende, schief in den verrosteten Angeln hängende Thür. Aus einem dort verborgenen großen, irdenen, mit Tuchlappen und Sägeabfällen angefüllten Topfe

kramte er eine Anzahl gelber Mehlwürmer hervor und verwahrte diese in einer bereit gehaltenen Papierdüte. Plötzlich horchte er auf.

Dabei nahm sein altes Gesicht einen ungemein freundlichen Ausdruck an. Ein Abglanz kindlicher, naiver Freude spiegelte sich auf seinen welken Zügen.

Der Gimpel im Zimmer piepste laut und vernehmbar. In der lautlosen Stille konnte man es trotz der geschlossenen Thür ganz deutlich vernehmen.

„Der gescheite Kerl!“ murmelte der alte Mann mit sichtlichem Stolze. „Ganz genau weiß er es, daß der Hans einen Leckerbissen für seinen Pupp holt!“

Daraufhin suchte er noch einmal im Topfe nach einem recht fetten und großen Wurme, nahm das Insekt behutsam zwischen zwei Finger und schlich zur Wohnungsthür.

Dort lauschte er noch einen Augenblick auf das unruhige Gezwitscher des Vogels. Dann spitzte er plötzlich die dünnen bartlosen Lippen und pfiff leise, ganz leise, einige abgerissene Töne, eine Nachtigall täuschend nachahmend, vor sich hin. Der Gimpel schien durch diese Klänge auf das äußerste erregt und ließ sich mit doppeltem Eifer hören, gerade als hätte er es darauf abgesehen, den fremden Sänger hinter der Thür zu übertreffen. Und es währte nicht lange, so entwickelte sich aus dem sinnlosen Zwitschern eine einheitliche, seltsame Melodie, die der alte Mann draußen, mit vorgebeugtem Oberkörper gespannt lauschend, von einem glücklichen Lächeln umstrahlt, leise pfeifend begleitete.

So entspann sich ein regelrechtes Konzert von ganz eigenen, bald lockenden, bald klagenden Tönen, das in dem halb dunklen, einsamen und leeren Raume, in dessen Ecken schon schwarze Schatten hingen, doppelt spukhaft und weltfremd klang.

Nachdem sie eine gute Weile auf diese Weise musiziert hatten, betrat der alte Mann noch einmal das Zimmer, steckte den gelben Mehlwurm dem Vogel in den dicken Schnabel und machte sich dann endgiltig auf die Wanderung in den winterlichen Wald.

Seit zehn Jahren hauste er nun schon in dieser entlegenen Säge, die ein spekulativer Holzhänder einst im stillen Traumthale errichtet und dem besonderen Schutze des heiligen Hubertus anempfohlen hatte.

Damals war dicht hinter der Säge ein mächtiger Gießbach von der Höhe der Gletscher in das Thal herniedergerauscht. Der kluge Kaufmann pflegte dem starken Rücken des Wassers die gefällten Bäume anzuvertrauen und sie auf diese Weise fast ohne alle Kosten zu Thale zu befördern. Aber nicht zufrieden damit, wollte er die elementare Kraft dieser natürlichen Schleuse sich noch in erhöhtem Maße dienstbar machen und sie zum Betriebe der Maschine verwenden.

Da aber hatten ihm die erbosten Geister des Waldes einen losen Streich gespielt.

Kaum war die Säge mit großem Kostenaufwande erbaut, so versiegten plötzlich die bisher so dienstwilligen Quellen. Die breite, steinige Rinne, in der seit Väter-

gedenken schäumende Wogen gerauscht, lag, nur von einer dünnen Wasserader spärlich durchrieselt, trocken und öde da und glich, bis zu den nackten Felsklippen in fast senkrechter Linie mitten durch die dunklen Forste emporragend, einem gigantischen, höhnenden Wahrzeichen der beleidigten Natur.

Nach einigen fruchtlosen Versuchen, neue Quellen zu entdecken oder die noch verhandene Kraft durch künstliche Mittel zu erhöhen, gab der genarrte Mann das Spiel für verloren und war herzlich froh, das schöne, neue Gebäude um einen Spottpreis an die Gemeinde St. Sieg losschlagen zu können. Diese hatte allerdings den größten Teil des Jahres für das betriebsunfähige Unternehmen auch keine Verwendung. Aber im ersten Frühjahr reichte der Wasserreichtum doch stets aus, um die Maschine zwei oder drei Wochen lang in Bewegung zu setzen. Und das genügte immerhin, um bei einigem Fleiße und gutem Willen den ganzen Jahresbedarf der Gemeinde an Bauholz und Brettern reichlich zu decken.

Kurz nachdem man diesen Handel geschlossen hatte, war der alte Mann, der die Säge jetzt bewohnte, in das Dorf gezogen. Das stille Traumthal erregte in so hohem Grade sein Gefallen, daß er sich erbot, die zwei kleinen Stuben, die dem Sägemeister als Wohnung bestimmt waren, in Miete zu nehmen. Da schwerlich ein anderer Liebhaber für das einsame Gebäude aufzutreiben gewesen wäre und es andererseits doch nicht gut anging, es das ganze Jahr über aufsichtslos seinem Schicksale zu überlassen, waren die Väter des Dorfes herzlich froh, einen so billigen Wächter

gefunden zu haben, und banden dem fremden Sonderling die Sorge für das Gemeindegut auf die Seele.

Seit jenem Tage hauste der alte Mann als Einsiedler in der Hubertussäge.

Nur selten betrat er die reinliche Straße des Dorfes. Er schien es zu meiden, mit lebenden Menschen in Verkehr zu treten. Konnte er es jedoch nicht umgehen, so war er gegen Vornehm und Gering gleich freundlich und zuvorkommend.

Seinen wahren Namen hat keiner erfahren.

Es frug auch keiner darnach.

Denn in dem stillen Alpenthale herrscht noch heute nicht die Sitte, aus gedruckten und beschriebenen Papieren ersehen zu wollen, wes Geistes Kind ein Fremdling ist.

Der Volksmund nannte ihn den alten Hans.

Die absonderliche Lebensführung, in der er sich gefiel, brachte ihn bald in bösen Ruf.

Die einen — zu diesen zählten in erster Reihe alle alten Vetteln und Basen des ausgedehnten Kirchensprengels — behaupteten fest und steif, er stehe mit allen unfreundlichen Geistern in Verbindung, die ihm ihren Willen durch den Gesang der Vögel zu wissen thäten. Die anderen, die sich etwas darauf zu gute thaten, an nichts Höheres zu glauben als an grob sinnliche Genüsse, erklärten nicht weniger hartnäckig und bestimmt, der Einsiedler der Hubertnssäge „spinne“.

Aber selbst ganz kluge und wohlmeinende Leute ließen es sich nicht nehmen, daß der alte Hans nicht nur die seltene

Gabe besäße, die Sprache der Vögel zu verstehen, sondern daß er sie sogar selbst zu reden vermöchte.

Und das mußte allerdings mit nicht ganz christlichen Dingen zugehen.

Wenn man nicht in ihn drang, Schüler in diese Geheimlehre einzuweihen, so war dies nur dem Umstande zuzuschreiben, daß die Leute, die diesen Glauben hegten, gar nicht begierig waren, das Herzeleid eines Gimpels oder die Gedanken einer Nachtigall zu erfahren.

Für sie kamen doch nur die nützlichen Haustiere in Betracht, und um diesen die Ueberzeugung beizubringen, es sei eine Ehre und eine Notwendigkeit, den Menschen zu dienen, gab es schließlich doch drastischere und jedenfalls einfachere Mittel als das gewiß schwierige und Geduld erheischende Studium geheimnisvoller Natursprachen.

Der alte Hans in der Säge wurde daher trotz seiner Kenntnisse mit einer gewissen scheuen Mißachtung angesehen, aber keineswegs von neugierigen Wissensdurstigen überlaufen.

Und der alte Hans war es zufrieden.

Die Wanderung durch den winterlichen Wald war keine leichte Aufgabe. Der steile, schmale Pfad, der längs des vertrockneten Gießbaches bergauf führte, war mit einer glitzernden, gefrorenen Schneemasse überzogen. Alle jene Stellen, die zur Mittagszeit die Sonne warm geküßt hatte, spiegelten sich in einer klaren Eiskruste, sodaß es der ganzen Aufmerksamkeit des alten Mannes bedurfte, um nicht auszugleiten. Wiederholt wäre er ohne die Hilfe seines mit

einer langen eisernen Spitze versehenen Stockes unfehlbar in die Tiefe gestürzt.

Wo es gar zu glatt und halsbrecherisch wurde, da verließ Hans den Pfad und schlug sich seitwärts in den Wald, sich gegen die Stämme der Bäume lehnend. Er kannte fast jeden einzelnen von ihnen, und manchen von den jüngeren hatte er aufwachsen sehen. In vielen kalten Winternächten hatte er für die noch zarten Pflänzchen gezittert und an manchem regenlosen, heißen Sommertag sich nicht die Mühe verdrießen lassen, sie mit frischem Wasser aus der nächsten Quelle zu begießen. Der Wald war sein eigentliches Element, in dem er sich wohl fühlte und in den er mit seiner hageren Gestalt und seinem runzeldurchfurchten Gesichte so ganz hinein paßte. Von jedem moosbewachsenen Steine, von jeder Wurzel, die sich knorrig und vornehm aus dem dunklen Erdreiche empor bog, wußte er etwas zu erzählen.

Nach einem halbstündigen angestrengten Marsche hatte er eine kleine Waldwiese erglommen, die sich, rings von dunklen Forsten eingesäumt, wie ein Eiland im Meere der Bäume ausnahm.

In der Mitte der Lichtung stand eine kleine, halb verfalle Aufhütte, deren verwahrloster Zustand verriet, daß sie schon lange keinem Jäger zum Versteck gedient. Der alte Hans hatte von ihr Besitz ergriffen und hielt hier seit einer Reihe von Jahren für die befiederten Waldsänger offene Tafel.

Sein Eintreffen schien mit Ungeduld erwartet worden

zu sein. Denn kaum war seine hohe, hagere Gestalt aus dem schützenden Dunkel des Waldsaumes getreten, da wurde es wie mit einem Schlage in der Luft lebendig. Ein freudiges Zwitschern ertönte von allen Seiten, und kleine, dunkle Punkte flatterten durch die Luft der Hütte zu. Kaum daß der alte Hans die mitgebrachten Leckerbissen aus der Tasche gezogen, so hatte sich schon ein dichter Kreis Finken, Meisen, Spatzen — und was der Wald in der rauhen Jahreszeit sonst an befiederten Bewohnern beherbergt — um ihn versammelt. Hunderte kleine, dunkle Augen waren erwartungsvoll auf ihn gerichtet, und hunderte spitze und stumpfe Schnäbelchen pickten nach den Brotkrumen, Hanfkörnern, Ameiseneiern und gelben Würmern, die er auf die weiße, festgefrorene Schneedecke streute.

Es war ein fast verwirrendes Zwitschern und Jubilieren um die hagere Männergestalt, die so einsam und weltentfremdet in der lichten, todesstarren Waldlandschaft stand.

Mit dem wohlwollenden Lächeln eines Vaters, der auf seine heitere Kinderschar blickt, betrachtete der alte Hans das tolle, lebensfreudige Treiben zu seinen Füßen, hier einen Schüchternen mit freundlichen Worten aufmunternd, dort einen Streit, in den zwei der heißblütigen Bürschchen um einen besonders verlockenden Bissen geraten, schlichtend.

Sowie aber das letzte Krümchen und der letzte Wurm aufgepickt war, veränderten sich plötzlich seine Züge. Ein fast feierlicher Ernst lagerte sich auf seinem Gesichte. Nach einem Augenblicke der Sammlung spitzte er die schmalen, bartlosen Lippen, und anfangs ganz leise, dann aber mit

steigender Kraft pfiff er eine ganz eigene, klagende Melodie vor sich hin, deren von tief begrabener Leidenschaft geschwellte Töne durch die klare, stille Abendluft zitterten.

Und während er pfiff, flatterten die kleinen Waldsänger einzeln und in Gruppen in den nahen Forst zurück, die meisten von ihnen die seltsamen Töne, die den Lippen des Einsiedlers entströmten, nachzwitschernd.

Derselbe Vorgang wie in der Säge wiederholte sich hier. Nur daß die kleinen freien Bürger es mit der Melodie nicht so genau nehmen wollten, wie der gelehrige Gimpel. Dafür aber wirkte die große Zahl der reinen Kehlen um so ergreifender, die aus allen Winkeln des Waldes, trotz der rauhen Jahreszeit, von den schneebedeckten Gipfeln der Tannen und Buchen herab, sich immer weiter entfernend, einzelne Stellen des Liedes des alten Hans nachsangen.

Plötzlich flatterte es schwerfällig in den Zweigen einer mächtigen Fichte, sodaß ein dichter Regen feiner gefrorener Schneeflocken auf die Erde herunter rieselte, und ein großer schwarzer Rabe flog laut krächzend über die Lichtung dem Waldsaume zu. Er mochte hier sein erstes Schläfchen gehalten und das laute Jubilieren seine Ruhe gestört haben.

Mißmutig blickte der alte Hans dem Störenfried nach. Dieses plötzliche, unerwartete Krächzen hatte ihm die ganze weihevolle Stimmung verdorben. Für heute war es mit dem Konzertieren vorbei, das wußte er. Er wandte sich um und wollte den Heimweg antreten.

Der Tag ging ohnedies schon bedenklich zur Neige.

Bleigraue Schatten senkten sich bereits über die Gegend.

Wollte er noch vor Anbruch der Dunkelheit die Säge erreichen, so mußte er sich sputen.

Er zog das dicke Tuch, das er beim Pfeifen etwas gelockert hatte, wieder enger um den Hals.

Plötzlich stutzte er. Die Thür der Aufhütte war nur angelehnt. Und er erinnerte sich genau, daß sie gestern fest verschlossen gewesen. Hatte er doch selbst vor nicht allzulanger Zeit den hölzernen Riegel erneuert.

Es war klar, es mußte jemand hier gewesen sein. Aber wer konnte sich bis hierher verirrt haben? In dieser Jahreszeit, auf diese einsame Waldwiese.

Eine strenge Falte zog sich um seinen feingeschnittenen Mund. Wer war hier eingedrungen? Das war seine Welt!

Die ganze übrige Erde überließ er den anderen. Die ganze Erde mit ihren goldenen Gluten, ihren Ehren und Würden, ihrem Hasten und Jagen, ihrem marktschreierischen Lobe und ihrem hämischen Tadel. Aber an dieses kleine Stückchen Land, auf dem er seine weltfremde, wunschlose Liebe pflegte, an das sollte ihm keiner zu rütteln wagen!

Er trat rasch auf die Hütte zu und riß barsch die Thür auf.

Das Innere bot kaum für einen erwachsenen Menschen Platz. Ein schmales Bänkchen stand an der Wand, gerade dem einzigen Fensterchen gegenüber, durch das man die Aussicht auf den Wald genoß.

Erstaunt hielt Hans inne.

Ein junges Mädchen saß auf dem unbequemen Sitze,

den Kopf achtlos gegen die mit Spinnweben umwobene Ecke gelehnt, die Arme schlaff herabhängend und die kleinen abgearbeiteten Hände ergeben in dem Schoße gefaltet.

Sie schien zu schlafen.

Trotz der kalten Jahreszeit trug sie nur leichte, etwas fadenscheinige Kleidung. Die dicken, unförmlichen Schnürstiefel mit gelben, abgeschliffenen Messinghäckchen zeigten die Spuren eines weiten, mühevollen Marsches.

Ein in ein buntes Tuch gehülltes Bündel, das achtlos auf der Erde lag, ließ darauf schließen, das junge Ding sei auf der Wanderung begriffen.

Einen Augenblick überlegte Hans. Sein Groll war allerdings verflogen, denn die Kleine sah wahrhaftig nicht darnach aus, als wollte sie seinen befiederten Schützlingen nachstellen. Aber was ging ihn schließlich dieses landstreichende Mädchen an?

Andererseits verbot ihm sein Gewissen, sie einfach ihrem Schicksale zu überlassen. Sie mußte unfehlbar in der kalten Nacht erfrieren.

Er beschloß daher, sie zu wecken. Er rief sie an. Sie aber schien ihn nicht zu hören.

Da griff er nach ihrer Hand. Kalt und leblos lösten sich die Finger, ohne daß die Gesichtszüge sich im geringsten belebten. Diese starre Ungelenkheit erfüllte Hans mit Entsetzen. Wie, wenn das Mädchen bereits der Kälte erlegen wäre? Er beugte sich zu ihr herab und legte den weißhaarigen Kopf an ihre Brust. Er horchte gespannt, den eigenen Atem zurückhaltend. Er konnte keinen Herzschlag vernehmen.

Siedend heiß stieg ihm das Blut zu Kopfe.

Er richtete sich wieder auf und blickte eine Weile starr, wie flehend, in die trostlose Winterlandschaft.

Dann, nachdem sich das erregte Blut beruhigt und er einigermaßen seine Fassung wieder gewonnen, legte er noch einmal das Ohr an ihr Herz.

Abermals horchte er gespannt.

Da — ganz leise — wie zögernd hörte er es drinnen zitternd schlagen. Einmal, zweimal — dann setzte es wieder aus.

War jetzt, in diesem Augenblicke, der Tod eingetreten?

Nein — da schlug es wieder — da noch einmal und noch einmal. Und zwar, so schien es wenigstens, sogar etwas kräftiger als früher.

Der Himmel sei gepriesen — sie lebte!

Aber es mußte ohne Verzug gehandelt werden, sollte das irr flackernde Licht nicht erlöschen.

Ohne lange weiter zu überlegen, lehnte der alte Mann seinen Stock in die Ecke, streifte sich das leichte Bündel des Mädchens über den Ellenbogen und hob nicht ohne Anstrengung die Erstarrte in seine Arme.

So rasch er konnte, schritt er dann mit seiner Last über die Lichtung, dem Walde zu. Aber je weiter er kam, desto ungangbarer wurde der Weg, und es bedurfte seiner ganzen Aufmerksamkeit, um auf dem fast senkrecht in das Thal führenden Pfade nicht auszugleiten.

Seine Kräfte drohten zu erlahmen. Sein Atem keuchte.

Zum Glücke ging der Mond bald auf, sodaß er wenigstens erkennen konnte, wohin sein Fuß trat.

Endlich grüßte das langgestreckte Dach der Hubertussäge durch die entlaubten Stämme herüber. Noch einige Minuten, und er hatte sein Ziel erreicht.

Keuchend glomm er die steilen Stufen, die aus dem ebenerdigen Schuppen in das erste Stockwerk führten, empor.

Im großen Arbeitsraume war es ganz dunkel. Die ersten Mondstrahlen besaßen noch nicht genügend Kraft, um durch die niederen, kleinen Fensterchen einzudringen.

Aber hier bedurfte der alte Hans keines Lichtes mehr.

Mit festen Schritten eilte er vorwärts. Er wußte, daß er sich erst rechts halten mußte, um der offenen Luke, durch die der Riemen der Maschine gezogen war, auszuweichen. Das war die einzige gefährliche Stelle. Dann galt es nur geradeaus zu gehen, und die Wohnungsthür war nicht zu verfehlen. Erleichtert aufatmend legte er das Mädchen in der Stube auf das Sofa.

Dann steckte er die Lampe an.

Der Gimpel hüpfte ihm mit ausgebreiteten Flügeln entgegen. Aber der alte Hans hatte heute für seinen Liebling keine Zeit. Er nickte ihm nur freundlich zu und sagte, wie um sich bei dem langjährigen Genossen über solche Einquartierung zu entschuldigen, halb mürrisch: „Ich konnte sie doch nicht oben im Walde liegen lassen, Pupp!“

Der kluge Vogel aber schien nicht diese Ansicht zu teilen. Er hüpfte mißmutig in seinen Käfig zurück und schien die weiteren Vorgänge völlig zu ignorieren.

Die waren nun allerdings ganz dazu geeignet, jede stille Ruhe, die bisher in der Klause geherrscht, gründlich zu vertreiben.

Vorerst entledigte sich der alte Hans seiner warmen Joppe und des langen Halstuches, um seinen Gliedern freiere Bewegung zu gestatten. Dann legte er einen ordentlichen Vorrat Holz in den Ofen, stellte ein Gefäß mit Wasser über das knisternde Feuer und deckte das eigene Bett auf.

Nachdem dies alles besorgt war, trug er das Mädchen in die Schlafkammer, entkleidete sie, so gut es eben gehen wollte, und bettete sie sorgsam. Obgleich das Lager mit Federpolstern verschwenderisch reich versehen war, trug der Alte noch alles, was er an Decken und Kissen auftreiben konnte, herbei, sodaß sein Schützling unter einen wahren Berg wärmespendenden Hausrates zu liegen kam.

Dann eilte er wieder in sorgender Geschäftigkeit an den Ofen und braute ein heißes Getränk, das er der Leblosen mit einem Löffelchen einzuflößen versuchte. Trotz aller dieser Mühe wollte es nicht gelingen, das Bewußtsein in dem erstarrten jungen Körper wieder zu erwecken.

Schließlich war die Heilkunst des alten Mannes erschöpft, und es blieb ihm nichts mehr zu thun übrig, als die Hände in den Schoß zu legen und still zuzusehen, ob es Gott gefallen würde, das Rettungswerk gedeihen zu lassen.

Der alte Hans saß ergeben neben dem Bette und wurde nicht müde, das blasse Gesichtchen in den Kissen mit etwas

unbeholfenem, neugierigen Mitleide zu betrachten. Die Lampe hatte er hinter das Bett in die Nähe des Fensters gestellt, sodaß das durch einen grünen Schirm gedämpfte Licht die Kranke warm umstrahlte, ohne ihrem Auge wehe zu thun.

Es waren merkwürdige, harte Gefühle, die den alten Mann erfüllten.

Er empfand den sehnlichsten Wunsch, das junge Leben zu retten — um es dann recht tüchtig auszuschelten.

Was er für das Mädchen that, mußte er thun. Darüber gestattete er sich keinen Augenblick einen Zweifel. Aber eben daß er es thun mußte, erregte seinen Groll, und er nahm sich vor, sich gegenüber dem kleinen Leichtsinne, sobald er genesen, keineswegs Zwang anzuthun, sondern ihm gehörig den Kopf zu waschen.

Dann dachte er wieder an seinen Gimpel, den er den ganzen Abend über in schier unverantwortlicher Weise vernachlässigen mußte. Und das trug jedenfalls nicht dazu bei, ihn für die Kranke günstiger zu stimmen.

Lange Jahre hatte Hans mit keinem Menschen in näherem Verkehr gestanden. Seine zwei kleinen Stuben, der Wald und seine Vögel bildeten seine Welt. Nur die Vorkommnisse, die sich in diesem engen Kreise abspielten, konnten ihn bewegen. Nicht, daß er nicht empfunden hätte! Im Gegenteil. Je enger die Sphäre seiner Interessen gezogen war, desto größeren Aufwand an Gefühl verschwendete er an ganz geringfügige Dinge, an denen er sonst, aller Wahrscheinlichkeit nach, achtlos vorübergegangen wäre. Ein Unwohl-

sein feines Pupp konnte ihm auf Tage hinaus die Laune trüben, und ein ihres Ernährers beraubtes Nest junger Finken sein höchstes Mitleid erregen.

Aber seitdem er die Gesellschaft der Menschen geflohen, hatte er alle Anforderungen an seine Umgebung und an das Leben auf das geringste Maß herabgesetzt, und darin lag der Schlüssel zu dem selbstzufriedenen Glücke, das er genoß.

Ja — er war zufrieden.

Das junge Mädchen dagegen, das so still und harmlos in den Kissen lag, war ihm etwas ganz Fremdes und Störendes.

Ihr Erscheinen allein hatte genügt, um Sorge und Bangigkeit zu erwecken.

Hans betrachtete sie aufmerksam.

Sie konnte höchstens siebenzehn Jahre zählen. Ihre Gestalt war schlank, fast hager. Das Gesicht zeigte feine, etwas gewöhnliche Züge und jene weiche Rundung, die die erste Jugend so sehr verschönt. Das weiche blonde Haar trug sie an der Stirn glatt gescheitelt und auf dem Hinterkopfe zu einem schweren, dichten Kranze geflochten.

Während der alte Mann seinen ungebetenen Gast wie ein rechtes Weltwunder, das von einem benachbarten Sterne durch irgend einen argen Zufall auf unsere alte Erde geschleudert wurde, betrachtete, zuckte es wie Wetterleuchten um die Wimpern des Mädchens, und plötzlich schlug sie die festgeschlossenen Lider langsam auf.

Ihre Augen waren dabei fest und voll auf Hans gerichtet — als ob sie es gewußt hätte, auf welchem Platze sie ihren Retter zu suchen habe.

Es waren lichte, braune, junge Augen.

Wie ein warmer Strahl schoß dieser Blick dem alten Hans mitten in das welke Herz.

Es war ihm, als hätte sich das Mädchen, seitdem es die Augen aufgeschlagen, völlig verändert. Das brachte den menschenscheuen Gesellen dermaßen in Verwirrung, daß er erst seine Fassung wieder gewann, als sie gleich darauf von ihm weg und mit scheuer Neugierde in der Stube umherblickte.

Wie sie ihn aber mit etwas heiserer, leiser Stimme frug, wohin sie eigentlich geraten sei, war er bereits so weit Herr seiner selbst, daß er sie in wohlgesetzter Rede aufzuklären und zu beruhigen vermochte.

Dann aber forschte er seinerseits, wie sein Gast heiße, woher er des Weges komme und wohin die Straße führe.

In so knapper Form, als die Frage gestellt worden war, erhielt er Antwort. Sie heiße Grete, stamme aus dem Dorfe Wehsee jenseits der Berge und sei auf der Wanderung nach dem benachbarten St. Sieg begriffen.

Um die Reise abzukürzen, habe sie den breitgetretenen Weg verlassen und den Bergpfad eingeschlagen. Aber der Schnee liege im Walde so hoch, daß der schmale Weg verweht und ganz unkenntlich sei. Dazu habe sie noch die Richtung verloren und sich bald gänzlich verirrt. Von

Müdigkeit übermannt, sei sie nach langem Suchen in eine kleine Hütte geflüchtet und müsse dort wohl eingeschlafen sein.

Das alles erzählte sie in klarer, schlichter Weise, die ganz seltsam mit dem regelmäßigen, einförmigen Ticken der bemalten Wanduhr harmonierte.

Schließlich bat sie um Auskunft, bei wem sie zu Gaste und durch welche wunderbare Fügung sie in dieses Haus geraten sei. Darüber möge sie sich nur keine Sorge machen, lachte der alte Hans, und ganz unbesorgt einschlafen, damit sie wieder ordentlich zu Kräften käme. Dem bösen Oger sei sie keinesfalls in die ruchlosen Hände gefallen.

Wer denn der Oger sei?

Hans blickte das Mädchen erstaunt an. Er hatte eine so ausgesprochene Vorliebe für die alten Sagen und Märchen, daß es ihm ganz unfaßbar erschien, wie so ein junges Menschenkind nichts von den Grundgestalten wußte, mit denen die deutsche Phantasie ihre Wälder, Thäler und Berge bevölkert hat. Und ehe er recht wußte, wie es kam, war er im Erzählen und wurde nicht müde, bis die Grete haarklein erfahren, wie der kleine Däumling seine sechs Brüder glücklich errettet.

Dabei war es spät geworden und hohe Zeit, an die Nachtruhe zu denken. Da Hans sein Bett dem Mädchen überlassen hatte, mußte er sich mit dem Sofa in der Wohnstube begnügen. Einige Kissen konnten dieses zu einem immerhin erträglichen Lager umgestalten.

Er belud sich daher mit zwei Kissen, für welche Grete mit dem besten Willen keine Verwendung finden konnte,

ergriff mit der andern Hand die Lampe und schärfte seinem Schützling ein, ja recht schnell einzuschlafen.

Damit wollte er das Zimmer verlassen.

Aber noch ehe er die Thür erreicht hatte, zog das Mädchen, nicht ohne Anstrengung, den entblößten Arm unter dem Berge der Kissen und Decken hervor und streckte ihm treuherzig die Hand entgegen.

Der alte Hans aber war so sehr des Umganges mit Menschen entwöhnt, daß er sich erst einen Augenblick besinnen mußte, was das Mädchen eigentlich von ihm wolle. Dann aber ließ er seine Kissen einfach auf den Boden fallen und faßte rasch und herzlich die dargebotene Rechte.

Die Grete blickte ihm fest ins Gesicht und flüsterte das einzige Wort „Danke".

Dabei blickten ihre Augen gerade wie sie ihn das erstemal angesehen, klar, jung und warm.

Das brachte den alten Mann wieder derart in Verwirrung, daß er nur ein ziemlich ungereimtes „Ja freilich — wofür denn?" zu stammeln vermochte und so rasch aus dem Zimmer stolperte, daß er fast seine Kissen vergessen hätte.

Nachdem er die Thür der Schlafkammer sorgsam hinter sich geschlossen, atmete er tief auf.

Es war ihm etwas Bedeutendes widerfahren, das fühlte er. Es war etwas Freudiges, aber auch in seiner Fremdartigkeit Beängstigendes.

Ein Neues hatte sich gewaltsam, wider seinen Willen, in seinen Lebenskreis gedrängt.

Ein Neues, das zwar Freuden, aber auch Verpflichtungen mit sich brachte und Wünsche entfachte. Wünsche, deren Erfüllung nicht mehr von ihm allein abhing.

Dieses aufgewühlte, wirbelnde Chaos der Gefühle war in dem einen kleinen Worte verkörpert: „Danke“.

Seine Bäume, seine Vögel dankten ihm nicht. Sie ließen sich seine Wohlthaten gefallen, und er fand reiche Befriedigung darin. Warum wollte dieses hereingeschneite Menschenkind einen neuen Brauch in seiner Welt einführen?

Langsam entkleidete er sich und löschte die Lampe aus. Aber er konnte keinen Schlaf finden. Plötzlich fiel ihm sein Gimpel ein. Den ganzen Abend hatte er den getreuen Pupp vernachlässigt. Sogar das Abendbrot ihm zu reichen, hatte er vergessen.

Das war also die langjährige, vielgepriesene Freundschaft!

Da kam so ein halberfrorenes, dankendes Menschenkind, und die alten Gefühle waren über Bord geworfen!

Der alte Hans kam sich in diesem Augenblicke sehr verächtlich vor. Er erhob sich noch einmal von seinem Lager, machte Licht und trat an den Käfig des Vogels.

Pupp saß auf seinem Querhölzchen und schien eifrig bestrebt, im Gegensatze zu seinem Herrn, das Sprichwort zu bewahrheiten, ein gutes Gewissen sei das beste Ruhekissen.

Aber sein Schlaf schien nicht gerade der festeste zu sein. Denn sowie Hans liebkosend den Finger nach ihm ausstreckte, pickte er sehr ungnädig darnach, dann aber, sich eines Besseren besinnend, sträubte er, den Kopf vor-

neigend, das Gefieder, was bei ihm für ein untrügliches Zeichen des Wunsches, unter den Federn gekraut zu werden, galt.

Und der alte Hans kraute ihn eine gute Weile, obgleich die Stube auszukühlen begann und seine morschen Glieder gegen Zugluft sehr empfindlich waren. Aber er fühlte sich Pupp gegenüber tief in der Schuld und war daher glücklich, ihm einen Gefallen erweisen zu können. Leise zu ihm sprechend, wie er es sich in den langen Jahren der Einsamkeit angewöhnt, schmeichelte er dem Gimpel, er solle ja nicht eifersüchtig sein, morgen ziehe die Grete ihre Straße weiter, und das alte stille Leben zu zweien beginne wieder.

Aber die Grete blieb.

Denn als Hans am folgenden Morgen an das Lager seiner Schutzbefohlenen trat, lag das Mädchen in wilden Fieberträumen und erkannte ihren Retter nicht. In wirren Worten bat sie bald, man möge sie nicht schlagen, sie sei wahrhaftig schuldlos, dann klagte sie wieder in abgerissenen, unzusammenhängenden Sätzen ihr Leid und ihr Mißgeschick.

In seinem langen Leben hatte sich Hans einige medizinische Kenntnisse, wie sie eben der Alltagsbedarf einem einigermaßen klaren Kopfe lehrt, angeeignet. Diese kümmerlichen Brocken der Heilwissenschaft kramte der Alte nun aus und that sein Bestes, um die Kraft der Krankheit zu brechen.

Den unschuldigen, einfachen Hausmittelchen wäre es indes wohl kaum gelungen, das Fieber zu bannen, wenn

nicht die junge Lebenskraft des rüstigen Mädchens das ihre zur Genesung beigetragen hätte.

Aber eine bessere Wartung konnte der Kranken gewiß nirgends zu teil werden, als sie sie in der weltentlegenen Hubertussäge fand. Es war wahrhaft rührend zu sehen, wie der alte, weißköpfige Einsiedler das junge, fieberdurchglühte Geschöpf betreute und bevaterte. Die ganzen Tage und einen guten Teil der Nächte saß er still an ihrem Lager, mit einem weichen Tüchelchen die perlenden Tropfen auf ihrer Stirn trocknend und die verschobenen Kissen und Decken unermüdlich zurechtrückend. Erheischte der alte Körper schließlich gebieterisch einige Stunden der Ruhe, so legte er sich in seinen Kleidern auf das harte Sofa. Jede Bewegung der Leidenden rief ihn von neuem an ihr Bett.

Unermüdlich, dienstfertig und schweigend.

Die langen, halblauten Gespräche, die er früher mit sich selbst zu führen pflegte, waren verstummt.

Seitdem das junge, kranke Menschenkind in seine Hütte gezogen war und seine ganze Sorge in Anspruch nahm, waren alle jene Absonderlichkeiten fast über Nacht verschwunden.

Er hatte sich selbst nichts mehr zu sagen.

Unter diesen umgestürzten Verhältnissen hatte der arme Pupp am schwersten zu tragen. Der Freund vernachlässigte ihn in ganz unverantwortlicher Weise. Nur hier und da fiel für ihn ein kurzes, ermahnendes Wort ab. Die Gespräche und Konzerte waren in Acht und Bann gethan.

Und als er es endlich müde wurde, auf eine Aufforderung zu warten und aus eigenem Antriebe eine seiner schönsten Arien zu schmettern anfing, da hatte ihn der treulose Kamerad ohne viel Federlesen in seinen engen Bauer gesperrt und diesen mit einem Tuche verhängt.

Sieben Tage zogen in das Land.

Draußen stürmte und wetterte es, daß der etwas morsche Holzbau der Hubertussäge bedenklich ächzte und krachte.

Unaufhörlich flatterten lautlos große, weiße Flocken vom tiefhängenden Himmel auf die Erde hernieder.

Das Traumthal war bald von jeder Zufahrt abgeschnitten. Alle Wege und Stege, die nach St. Sieg führten, waren mit dicken, mannshohen Schneemauern verlegt, und der Frost der Nächte sorgte dafür, daß diese Befestigungswerke ein stärkeres Gefüge erhielten.

Wäre die Grete im Laufe der nächsten Wochen gestorben, Hans hätte weder den Pfarrer, daß er sie einsegne, noch den Totengräber, daß er sie bestatte, benachrichtigen können.

So innig wurden diese zwei Menschen, die sich gestern noch nicht gekannt, auf einander angewiesen.

Endlich am siebenten Tage siegte das Leben in der stillen, weltentlegenen Kammer. Die Macht des Fiebers war gebrochen, und das Bewußtsein stellte sich wieder ein.

Auf das äußerste erschöpft, mit schwarz umränderten Augen und eingefallenen Wangen lag Grete in ihrem Bette. Nur langsam schritt die Genesung vorwärts, aber für die zwei Einsiedler waren es genußvolle Wochen des Ineinander-

lebens. Täglich entdeckten sie ein neues Stückchen des Gutes, das sie „an einander hatten“. Sie fragten sich nicht viel nach der Vergangenheit. Ein mächtiges Geschick hatte ihnen die Gegenwart beschert, und die genügte ihnen. Erst nach und nach erfuhr Hans, daß sein Schützling ein Waisenkind und bei entfernten Verwandten, denen sie als einziges Erbteil zugefallen, aufgewachsen sei. Dort aber hatte die kleine Grete keine schönen Tage erlebt. Harte Arbeit vom grauenden Morgen bis spät in die sinkende Nacht, und als Lohn erbarmungslose Schläge für das geringfügigste Versehen.

Und solche mochten allerdings nicht allzu selten vorgekommen sein. Denn Grete war ein lebensfrohes, leichtsinniges, junges Geschöpf, das sich gern mit ihren klaren, braunen Augen in des Herrgotts schöner Welt umsah.

Durch lange Jahre hatte das Mädchen all die Unbilden und Bitterkeiten standhaft ertragen. Als sie aber auf dem Eise ausglitt und der große, irdene Krug, mit dem sie der Pflegevater um Bier ausgesandt hatte, beim Falle in tausend Scherben zerbrach, da war sie aus Furcht vor allzu harter Strafe auf und davon gegangen. Sie war, so meinte sie, alt genug, um sich allein durch die Welt zu schlagen und hatte ordentlich zu arbeiten und zu schaffen gelernt.

Freilich, im heimatlichen Dorfe hätte es keiner gewagt, dem reichen Bauer Trotz zu bieten und sein ungeratenes Stiefkind in sein Haus aufzunehmen. Sie mußte ein gutes Stück Weg zwischen ihre bisherigen Pflegeeltern und ihre neue Heimat legen, wollte sie vor allerlei Anfeindungen sicher sein.

So war sie nach St. Sieg gezogen, um ihr armseliges Stückchen Brot zu verdienen, und schließlich in der Hubertussäge gelandet.

Der Weihnachtsabend rückte heran. Obgleich die Grete fast ganz genesen, war die zurückgebliebene Schwäche doch noch so groß, daß sie nur einige Stunden des Tages das Bett verlassen konnte.

Hans war nachmittags in den Wald gegangen und hatte ihr einen Christbaum geholt, den er nun im Arbeitsraume der Säge aufputzte, um sie damit zu überraschen.

Pupp hüpfte auf der Hobelbank auf und ab und blickte neugierig bald auf seinen Brotherrn, bald auf die geschmückte Tanne.

Es waren nun volle drei Wochen, daß die beiden kein Konzert gegeben.

Anfangs hatte der dunkle Schatten der Krankheit jeden Frohsinn und jede Lust am Musizieren aus der Hubertussäge rauh verbannt, dann aber, als die Grete auf dem Wege der Genesung, hatte eine unerklärliche Scheu den alten Hans davon abgehalten, seine seltene Gabe vor dem Mädchen leuchten zu lassen.

Vielleicht hielt auch sie seine Kunst für finsteren Hexenspuk und die reinen Töne, die seinen Lippen entströmten, entfremdeten ihm ihr unschuldiges Kinderherz.

Hans wußte sehr wohl, in welch bösem Leumund er in der Gemeinde stand. Das Getuschel und Geschwätz der Muhmen und Basen hatte ihm allerdings noch keinen Augenblick den inneren Frieden gestört. Aber die Grete, dieses

Kind, das er zweimal dem Tode abgerungen, die sollte in ihm nichts anderes sehen als den warmherzigen, einsamen Menschen, der er war.

Während der Arbeit pfiff Hans, in Gedanken versunken, einige abgerissene Töne vor sich hin. Der Gimpel aber ließ sich das nicht zweimal sagen und stimmte eines seiner Lieder an. Leise, ganz leise, sodaß man ihn drinnen in der Wohnstube gewiß nicht hören konnte, begleitete ihn Hans. Aber je länger er pfiff, desto mehr vergaß er seine Umgebung und seine guten Vorsätze. Die alte Lust an den Tönen übermannte ihn, und jauchzend und trillernd durchschwirrte ein Lied wie früher, ehe die Säge einen Gast beherbergt, den weiten akustischen Raum.

Als er dann später mit dem geschmückten und im Lichte der vielen Kerzenstümpfchen strahlenden Baume an das Bett der Grete trat, fand er das Mädchen mit leuchtenden Augen und glühenden Wangen.

Sie beachtete kaum die Ueberraschung, sondern bestürmte den Freund mit leidenschaftlichen Fragen, woher die göttlichen Töne stammten, die sie vorher vernommen. Um sie nicht noch mehr zu erregen, was für ihre Genesung die nachteiligsten Folgen hätte nach sich ziehen können, mußte er sich wohl oder übel als den Künstler bekennen. Da ließ sie nicht nach zu bitten und zu betteln, bis er ihr auf der Stelle eine kleine Probe seiner Fertigkeit gab.

Diese Wendung der Dinge versöhnte auch den klugen Pupp mit dem Gaste. Ja, er ließ sich sogar herbei, auf der Lehne des Bettes sitzend, ein kleines Solo herunter zu

zwitschern und dann einige Körner Hanfsamen aus Gretens Hand zu picken.

Der alte Hans saß in stummer Freude daneben und war nicht wenig stolz darauf, daß ihn das Mädchen trotz seiner Geheimwissenschaft für keinen argen Gesellen hielt, der mit dem Teufel und dessen Großmutter Bruderschaft getrunken. Er fuhr sich mit der mageren, langfingerigen Hand über das welke Kinn und sann und sann, was er der Grete bescheren könnte.

Er hätte ihr gar zu gern ein kleines Angebinde überreicht. Aber man konnte nicht daran denken, in dieser strengen Jahreszeit St. Sieg zu erreichen, und in seiner Einsiedelei mit ihrem altväterlichen Hausrate fand sich nichts, was geeignet gewesen wäre, das Herz eines siebzehnjährigen, lebensfrohen Mädchens zu erfreuen.

Plötzlich leuchtete es in seinen welken Zügen auf!

Er hatte gefunden, was er suchte.

Mit jugendlichem Eifer eilte er in die Wohnstube und kramte dort im Spinde.

In einem alten Zigarrenkistchen, zwischen Pfeifenköpfen, Tabaksbeuteln und silbernen Knöpfen fand er ein in weißes Papier säuberlich gehülltes Päckchen. Nachdem er den Umschlag entfernt, kam ein dünnes, goldenes Kettchen zum Vorschein, nicht viel stärker als ein dicker Zwirnfaden, aber von bemerkenswerter Feinheit der Arbeit.

Der alte Hans hatte diesen Zierat von seiner längst verstorbenen Mutter geerbt, deren einziges Schmuckstück er gebildet.

Er hatte die Kette immer in Ehren gehalten. Auch jetzt fiel ihm die Trennung schwer.

Aber er überlegte, daß es besser sei, ein gutes und ihm wertes Mädchen trage den Schmuck, als daß er nach seinem gewiß nicht allzufernen Tode in fremde, lieblose Hände übergehe. So blieb jener wenigstens seinem Berufe treu, ein Zeichen freundlicher Gesinnung und frommer Erinnerung zu sein.

Als er das Kettchen der Grete um den jungen Hals legte, zitterten seine Hände ein wenig, und in seinen Augen schimmerte es feucht. Aber die helle Freude des Mädchens verscheuchte bald die trüben Gedanken.

Die Kerzen des kleinen Christbaumes waren längst herabgebrannt, und Pupp schlummerte auf der Bettlehne. Nur die beiden Menschen hatten sich noch immer etwas zu sagen. Grete schien noch ein Anliegen auf dem Herzen zu haben.

Schon einigemal hatte sie einen Satz angefangen, der nicht recht über die zögernden Lippen wollte.

Schließlich aber faßte sie gewaltsam Mut, und die Augen bescheiden auf die Bettdecke niedergeschlagen, hub sie an: „Herr Hans — Sie sind so gut zu mir — da möchte ich eine große Bitte an Sie richten. Aber Sie müssen mir versprechen, ja nicht böse zu werden!“

Der alte Mann blickte sie erstaunt an. „Nur zu,“ ermutigte er sie dann, „und wenn die Erfüllung in meiner Macht liegt — —“

„Ja — das liegt sie!“ unterbrach ihn das Mädchen.

mit dem Tone eines Menschen, der das einmal gesprochene Wort auch nachdrücklich vertreten will. Bescheiden fuhr sie fort: „Sehen Sie — ich bin nun einmal ein ganz gewöhnliches Mädchen und gewohnt, alle Leute, die mir etwas Gutes erwiesen, zu duzen. Wenn ich nun von Ihnen gehe, so muß ich in alle Ewigkeit in Gedanken Sie zu Ihnen sagen. Das wird mir sehr schwer fallen. Ich möchte Sie daher recht inständig bitten — da ich doch zum lieben Gott du sage . . .“

Sie kam nicht weiter. Der alte Hans hatte gerührt ihre beiden Hände ergriffen. „Du sollst du zu mir sagen,“ flüsterte er mit erstickter Stimme, „aber nicht wie zu unserem Herrgott, sondern wie zu einem Menschen, der Dich lieb hat und Dir ein Freund sein will für das ganze Leben! Ja — Freunde wollen wir bleiben — ich, der alte Mann, und Du, das junge Mädchen. Und es müßte doch mit merkwürdigen Dingen zugehen, wenn uns zwei etwas zu trennen vermöchte! Nicht wahr, Grete?“

Das Mädchen nickte stumm, dann preßte sie in aufwallender Bewegung die welken, mageren Hände des alten Mannes gegen ihr blühendes, junges Gesicht.

*

Abermals zogen Wochen in das Land. Die Straße nach St. Sieg war längst wieder gangbar und die Grete wieder hergestellt. Nichts stand ihrer Wanderung weiter im Wege.

Aber davon war überhaupt nicht mehr die Rede.

Sie blieb in der Hubertussäge bei ihrem alten Freunde, dessen ganzer Sonnenschein sie geworden.

Sie bestellte sein Haus, kochte, bügelte für ihn und hielt ihm die Stuben rein. Wenn er im Arbeitsraume der Säge an der Hobelbank schnitzte und leimte und es wurde ihm die Zeit dabei lang, so brauchte er nur eine seiner wunderbaren Melodien anzustimmen, und ehe noch der kluge Gimpel Zeit fand zu antworten, öffnete sich schon die Thür der Wohnstube und das Mädchen erschien, um, mit einer groben Stickerei versehen, den Tönen zu lauschen.

Dann wieder erzählte er ihr von seinen Wanderungen durch die weite Welt, auf denen er viel Schönes gesehen und viel Merkwürdiges erlebt hatte.

Das wundersamste der Verhältnisse hatte sich zwischen diesen beiden Menschen entsponnen. Ein sich in einander Vertiefen, eine göttliche Vertraulichkeit, wie sie sich nur weit ab von der großen Straße mit ihren stets wechselnden Bildern zu entwickeln vermag.

Ihrem Verkehre haftete die makellose Reinheit freundschaftlicher Gefühle und der duftende Zauber der knospenden Liebe an.

Sie sprachen fast nie von dem, was sie empfanden. Aber ihr ganzes Wesen war derart davon durchtränkt, daß jeder Blick, jedes Wort, ja jeder geheime Gedanke dem einen Teile verriet, daß er für den andern der Mittelpunkt jener stillen, abgeschiedenen, aber reichen Welt war, in der sie lebten.

Gegen Abend begleitete die Grete den Hans auf seine einsame Waldwiese, um den befiederten Sängern ihre Nahrung zu bringen. Anfangs freilich hatten die mißtrauischen Kerlchen ein arges Bedenken gezeigt, ob dem jungen Mädchen auch in so hohem Grade zu trauen sei, wie dem alten Manne. Aber bald gewöhnten sie sich an die neue Erscheinung und piepsten und flatterten um sie herum, als könne eine so klare Stirn nicht böse Gedanken bergen.

Auch auf die äußere Erscheinung der Grete, die ihren Einzug in ziemlich verwahrlostem Zustande gehalten hatte, machte sich der Umgang des Freundes geltend. Er hielt darauf, daß sie sich sorgfältig kleidete und das prächtige Haar in losen, künstlerischen Locken trug, was ihrer jungen Schönheit gut zu Gesichte stand.

Andererseits zeigte sich der Einfluß des Mädchens auf die gemeinsame Lebensführung. Die anspruchslose Bedürfnislosigkeit der Junggesellenwirtschaft konnte ihr nicht gefallen. Besonders die Küche wurde einer gründlichen Reform unterworfen.

Der schwarze Kaffee, das getrocknete Gemüse und das geräucherte Fleisch, die bisher ausschließlich die Nahrung des alten Hans gebildet, waren keineswegs dem Gaumen eines Schleckermäulchens, wie die Grete eines war, angepaßt.

Aber für den schmackhafteren Speisezettel galt es, die nötigen Vorräte herbeizuschaffen. Vor allem waren es frische Eier und Milch, die dem neuen Haushalte zugeführt werden mußten. Eine Kuh im Stalle und ein Hühnerhof waren die ehrgeizigen Pläne der Grete.

Dem aber widersetzte sich Hans nachdrücklich. Er wollte nicht die armen Tiere, die er zu seinem Unterhalte berauben und knechten mußte, noch obendrein stets vor Augen haben.

Da war nun freilich guter Rat teuer. Aber das Mädchen fand einen Ausweg.

Eine halbe Wegstunde von der Hubertussäge entfernt lag ein einsames Bauerngehöft, wie diese in dem reichen Alpenlande bis hoch hinauf auf die Berge verstreut zu finden sind. Dorthin pilgerte die Grete nun jeden Morgen und erstand das Wenige, was sie gerade für die Küche bedurfte, zu sehr mäßigen Preisen.

Eines Tages kam sie von diesem Verproviantierungszuge mit freudestrahlendem Gesichte und hielt in ihrer Schürze ein kleines, zappelndes Wesen verborgen, das sich als ein allerliebstes, weißes Kätzchen entpuppte. Die Bauersleute hatten es, des allzureichen Familienzuwachses halber, einem frühen Tode geweiht. Da hatte Grete sich des Tierchens erbarmt und es sich von der Hausfrau erbettelt.

Es hörte auf den landläufigen Namen „Miez“ und bewies für seine sechs Wochen Lebenserfahrung erstaunlich viel Verstand.

Der alte Hans schüttelte zuerst allerdings bedenklich den Kopf und warf einen etwas ängstlichen Blick auf seinen alten Freund Pupp. Aber dieser schien mit der neuerlichen Erweiterung des Kreises ganz einverstanden und blickte mit seinen klugen, schwarzen Augen lange prüfend in die großen, grünen der Katze. Und als ob die Hubertussäge ein be-

sonders günstiger Boden für das Gedeihen der absonderlichsten Freundschaften gewesen wäre, hatten sich die beiden Tiere bald so weit verständigt, daß Pupp schon nach wenigen Tagen gravitätisch auf dem Rande der grünen Schüssel saß, während Miez mit ihrem rauhen, roten Züngelchen die weiße Milch daraus naschte.

*

Die gelehrten Männer hatten den Beginn des Frühjahres verkündet. Das stille Traumthal jedoch gefiel sich darin, der modernen Wissenschaft Hohn zu sprechen und hartnäckig das Bild einer starren Winterlandschaft zu zeigen. Endlich aber — etliche Wochen später als im flachen Lande — kündete sich der junge Gott des neuen Lebens an.

Er wurde nicht etwa durch laue Lüfte und zarte Schneeglöckchen eingeläutet. Wild und herrisch, von überschäumender Lebenskraft strotzend, hielt er seinen Einzug. Brausende Stürme kündeten sein Nahen. Oben in den Bergen fing es an, sich zu regen, zu donnern und zu poltern. Lawinen wälzten sich verheerend in das Thal, und mächtige Gießbäche rauschten weiß schäumend, Erde und Gestein mit sich reißend, durch die dunklen Forste.

Obgleich ein Kind der Berge, war Grete in dieser Zeit, durch die wilde Majestät erschreckt, oft nachts aufgesprungen und hatte sich zu ihrem alten Freunde geflüchtet. Der aber beruhigte sie dann mit seinem milden Lächeln. Wenn es auch noch so lärmte, tobte und den Anschein hatte, als

ginge die Welt zu Grunde — aus all den ächzenden Wehen würde doch schließlich ein milder, warmer Sonnenstrahl geboren.

Kaum daß die Schneedecke im Thale geschmolzen war und ein neugieriges, junges Grün die Wiesen bedeckte, da war es mit der Ruhe in der Einsiedelei vorüber.

Das breite Bett des Wildbaches war reichlich mit Wasser versehen und die Bauern der Gemeinde St. Sieg zogen in hellen Scharen herbei, um keinen der wenigen Tage zu verlieren, an denen sie aus ihrer Säge Nutzen ziehen konnten.

Die Maschinen wurden geölt, der Treibriemen geprüft, die Schleusen aufgezogen, und mit einem mächtigen Rucke setzten sich alle Schrauben, alle Hebel und die eisernen Zähne der Säge in schwirrende Bewegung.

Das war ein dumpfes Gestampfe, ein feines Zischen, daß der alte Bau in seinen Grundfesten erzitterte, gerade als könne er das Uebermaß an Kraft in seinem Gehäuse nicht bergen. Große knorrige Stämme wurden mühsam in den Arbeitsraum gewälzt, auf die Pfosten geschnallt und in wenigen Stunden zu handsamen Brettern verwandelt. Mitten durch dieses Dröhnen, Zischen und Sägen erschollen die mächtigen, frischen Stimmen der Bauernburschen und Flößer, die sich gegenseitig in ihren lauten Art bei der Arbeit halfen, das Peitschenknallen der Fuhrknechte und das Kreischen der schwer mit dem verarbeiteten Holze beladenen Wagen.

Erst mit der sinkenden Nacht wurde es wieder still und traulich in der Hubertussäge.

Dann kehrte der alte Hans, der sich, um all dem Gelärme zu entfliehen, tagsüber im Walde herumtrieb, wieder heim und ließ sich von Grete ausführlich erzählen, wie toll und laut gewirtschaftet worden war. Durch die Räume, die beim Sonnenschein durch gottloses Fluchen, Lachen und derbe Scherzworte entweiht worden waren, erscholl dann wie versöhnend, ganz leise, wieder eine jener wunderbaren Melodien. Pupp zwitscherte verständnisvoll dazwischen — Grete lauschte andächtig, und die weiße Miez spielte mit dem Knäuel der Strickwolle, der dem Schoße des Mädchens entfallen war, von Zeit zu Zeit aus ihren großen länglichen, grünen Augen dem klugen Gimpel einen verliebten Blick zuwerfend.

Zwei, drei Wochen vergingen.

Grete war nicht mehr die alte.

Es war vorgekommen, daß sie vergessen hatte, dem Pupp das Näpfchen mit frischem Wasser zu füllen und der Miez ihre Milch zu reichen. Kehrte der alte Hans nach Hause zurück, so fand er die junge Freundin oft traumverloren auf dem Bänkchen vor der Hausthür müßig sitzen, obgleich in der Wirtschaft noch manches zu erledigen war. Nur für seine klagenden Lieder schien sie ein gesteigertes Verständnis erlangt zu haben, sodaß sie sich öfters verstohlen eine Thräne aus dem Augenwinkel wischte, wenn die seelenvollen Töne schwellend gen Himmel drangen.

Auf alles Befragen gab sie nur verworrene, ausweichende Antwort.

Die Bauern von St. Sieg sind ein schöner, starker

Menschenschlag. Der schönste und kräftigste aber von all den Burschen, die tagsüber in der Hubertussäge arbeiteten, war der „schwarze Faz“.

Nach dem Apostel der Deutschen hatten ihn die Eltern Bonifazius getauft, und gleich seinem Patrone war Faz ganz dazu veranlagt, seinem Willen und seiner Ueberzeugung durch die wirksamsten Mittel Geltung zu verschaffen. Er war gewachsen wie die Tannen des väterlichen Forstes und stark und trotzig wie die Stiere der väterlichen Herde. In die niedere Stirn hingen ihm wirre, schwarze Locken, die ihm den Beinamen „der Schwarze“ eingebracht hatten.

Er war mit den anderen Burschen nach der Säge gezogen und hatte anfangs nicht mehr als die übrigen die junge Dirne beachtet, die dem gottlosen, „spinnenden“ Hans die Wirtschaft führte.

Aber eines Tages stand er müßig unter der Thür, als Grete die geblümten Möbel auf dem Rasenplatze vor dem Hause einer gründlichen Reinigung unterzog.

Wohlgefällig ruhte sein Auge auf der ebenmäßigen Gestalt des Mädchens, wie sie kräftig und fleißig ihrer Arbeit oblag. Als sie aber, nachdem alles blank und sauber, den altväterlichen Hausrat wieder in die Wohnkammern schaffen und ihre Kraft nicht dazu ausreichen wollte, trat er plötzlich auf sie zu, hob, ohne viel Worte zu verlieren, das schwerste Stück mit einem Rucke hoch über den Kopf und trug die immerhin bedeutende Last wie spielend die schmale, steile Treppe hinauf.

„So mußt es machen, Dirn," lachte er sie gutmütig an, kehrte gleich wieder um und schaffte das übrige nach.

Sie ließ es ruhig geschehen.

Dann reichte sie ihm die Hand mit den einfachen Worten: „Ich sag' halt schönen Dank!"

„'s ist gern geschehen!" schmunzelte er, nickte ihr zu und ging seiner Arbeit nach.

So hatte es angefangen.

Zuerst sprach sie ihn selten, kurz und vor aller Augen. Zuletzt täglich, lange und im Verborgenen.

Dem alten Hans hatte Grete alles verschwiegen. Sie wußte nicht, weshalb. Unrecht war ja gewiß keines dabei. Aber der feine Spürsinn der Frau ließ sie ahnen, daß es den alten Mann kränken würde.

Und daher hatte sie geschwiegen. Nicht um ihn zu betrügen, sondern um ihn zu schonen — wie sie sich einredete.

Indessen begann der Frühling in stillere Bahnen einzulenken. Der Wasserreichtum des Wildbaches reichte kaum mehr aus, um die Maschine den ganzen Tag über zu treiben. In absehbarer Zeit mußte der Betrieb wieder eingestellt werden.

Allabendlich flehte Grete zum Himmel, daß die Quellen nicht versiegen möchten. Aber ihr inbrünstiges Gebet wurde nicht erhört. Der letzte Arbeitstag brach an.

Das Werk wurde nicht mehr in Bewegung gesetzt. Die Burschen waren nur gekommen, um das übrige Holz abzuführen und ihre Gerätschaften zu holen.

Der alte Hans kehrte auch deshalb früher als bisher

nach Hause zurück. Das Mädchen ging ihm ein Stück Weges entgegen, wie sie es dann und wann zu thun pflegte.

Aber wie an jenem Abend, wo sie ihn gebeten, ihn duzen zu dürfen wie den lieben Herrgott, schien sie ein Anliegen auf dem Herzen zu haben.

Gerade wie damals ermutigte er sie, frei zu sprechen. Sie hatten inzwischen die Säge erreicht und waren in den ebenerdigen Schuppen getreten.

Hans wollte die steile Stiege emporklimmen. Grete aber hielt ihn zurück.

Oben in der Kammer, meinte sie, fiele ihr das Geständnis doppelt schwer. Es war fast ganz dunkel im fensterlosen Raume.

Sägespäne und Holzabfälle bedeckten die Erde.

„Kennst Du den schwarzen Faz?“ fragte sie mit gepreßter Stimme und gesenktem Kopfe.

„Ja freilich! Den Sohn des Schlagbauern?“ nickte Hans. „Was ist mit ihm?“

„Er hat mich heute gefragt, ob ich sein Weib werden will!“

Eine Pause entstand. Wie ein Blitz war diese Nachricht auf Hans hernieder gefahren.

„Was hast Du ihm geantwortet?“ fragte er dann mühsam.

„Ich habe ihm mein Jawort gegeben!“

Tiefe Stille. Ein schwerer Atemzug entrang sich der Brust des Mannes. Dann plötzlich ergriff er die beiden Hände des Mädchens und zog es einige Schritte weiter, bis dicht in die Nähe der Maschine.

Dort war eine breite, klaffende Luke durch die Decke gebrochen, durch die der Treibriemen in den Arbeitsraum des ersten Stockwerkes lief. Das fahle Licht des scheidenden Tages stahl sich in spärlichen Strahlen durch diese Oeffnung herab.

Fest und starr der Grete in das Gesicht blickend, fragte er sie dort mit fürchterlichem Ernste: „Grete — sag — liebst Du ihn?“

Das Mädchen schaute zu Boden — auf die frischen, lichten Spähne — dann aber dem alten Freunde vertrauensvoll in die treuen Augen, und klar klang es von ihren jungen Lippen: „Ja, Hans, ich liebe ihn!“

Er ließ ihre Hände fahren.

„Dann mußt Du ihn heiraten!“

Seine Stimme war gebrochen und tonlos.

„Das ist noch nicht alles,“ fuhr die Grete fort. „Der Faz wartet am Waldessaume auf mich. In drei Wochen ist Hochzeit. Ich aber soll gleich mit ihm gehen und bis dahin bei seinen Eltern bleiben. Denn er kann nicht zusehen, wie die Leute soviel reden über uns zwei — nämlich Dich und mich.“

„Grete!“ schrie der alte Mann auf und fuhr sich entsetzt mit den langen, mageren Händen an die weißen Schläfen. „Grete, was redest Du da!“

Sie ließ den Kopf sinken und flüsterte leise, mit einem Anfluge von Scham und aufwallendem Trotze: „Er hat es gesagt. Ich kann nichts dafür!“

„Nein, Du kannst nichts dafür!“ lispelte Hans bitter

und nickte mehrmals bestätigend mit dem Kopfe. „Das ist ja alles so natürlich, so natürlich!“

Dann richtete er sich in seiner ganzen Größe stolz auf und fragte kalt: „Du willst 'also fort — fort auf der Stelle?“

Sie nickte.

„Gut, so komm!“

Er schritt ihr voran, die kleine Stiege hinauf, durch den langgestreckten Arbeitsraum seiner Kammer zu. Aber wie er dort die Thür öffnete, zuckte er doch schmerzlich zusammen.

Da lag auf dem Tische das ihm wohlbekannte Bündel — reisefertig. Auch sonst verriet die Unordnung im Zimmer, daß das Mädchen kaum den Augenblick hatte erwarten können, der sie von dem Freunde trennte.

Am Waldesrande harrte ja der Geliebte. Das war ja alles so natürlich! So natürlich!

Er reichte ihr das Bündel und bot ihr die Hand. „Behüt Dich Gott, Grete, und laß es Dir gut gehen!“

„Behüt Dich Gott, Hans.“

Einen Augenblick standen sie so Hand in Hand. Da kam die weiße Katze unter dem Sofa hervorgekrochen und rieb sich, leise miauend, liebkosend an den Füßen des Mädchens.

„Die gehört auch Dir — die solltest Du mitnehmen,“ meinte der alte Mann.

Grete schüttelte den Kopf. Die Miez müsse hier bleiben und ihn an sie erinnern.

Damit wandte sie sich zur Thüre.

Hans gab ihr das Geleite. Stumm schritten sie über die Wiese dem Walde zu.

Sie bat ihn, ihr zum Abschied noch ein Lied zu pfeifen.

Da blieb er aber plötzlich stehen und reichte ihr die Hand. „Nein, Grete, siehst Du, das kann ich denn doch nicht!“

Sie hatte ihn verstanden, und einige Thränen des Mitleids stiegen ihr in die Augen.

Sie wandte sich stumm ab und schritt weiter.

Lange blickte er ihr nach. Dann kehrte er langsam in seine Einsiedelei zurück — einsamer, älter und freudloser als je zuvor!

*

Das alte einsame Leben nahm in der Hubertussäge wieder seinen Anfang. Alltäglich kletterte Hans auf seine Waldwiese und brachte den kleinen Sängern ihre Nahrung. Aber seine Lieder waren verstummt.

Schweigend bot er seine Gaben und forderte weder Dank noch Gegenleistung dafür.

Für Pupp, den Grete die letzten Wochen stark vernachlässigt hatte, brachen wieder goldene Zeiten an. Er erhielt vom alten Hans die sorgsamste Abwartung und manches gute, zärtliche Wort.

Mit dem Musizieren und Konzertieren freilich war es vorbei.

Das erdrückende Schweigen herrschte in den Räumen

der Hubertussäge, wie in den Tagen der Krankheit des Mädchens.

Sie war davongegangen und hatte jede Freude mit sich genommen. Nur die weiße Miez und eine klaffende Wunde in seinem alten Herzen waren aus jener Zeit zurückgeblieben.

Die Wunde blutete still, aber unaufhörlich.

Die Katze wuchs heran. Dem Tiere war bald der Aufenthalt in den zwei Kammern zu enge. Mit spähenden Augen und langgestrecktem Körper schlich sie im großen Arbeitsraume umher. Dort mußte sie lustigen Zeitvertreib und Nahrung in Hülle und Fülle finden. Sie blieb oft den ganzen Tag und einen guten Teil dazu über weg, sodaß der arme Pupp ganz betrübt und einsam auf dem Rande der grünen Milchschüssel saß, deren weißer, süßer Inhalt die heranwachsende Freundin nicht mehr anlockte.

Die unvermittelte Flucht der Grete hatte Hans bitter gekränkt, aber sein gutes Herz kannte für das Mädchen keine Vorwürfe. Er war im Gegenteil eifrig bemüht, stets neue Entschuldigungen und Erklärungen für ihre Handlungsweise zu finden. Wenn aber die gerechte Bitterkeit ihn doch überkommen wollte, dann schüttelte er den weißen Kopf und suchte sich gewaltsam einzureden, alle Geschehnisse seien so „natürlich", daß ein einigermaßen klarer Kopf sie hätte genau kommen sehen müssen. Liebe sei eben stärker als Freundschaft.

Ob auch alles, was er für Grete empfand, genau in den soliden Rahmen guter Freundschaft passe — darüber hätte sich der weltfremde Einsiedler überhaupt keinen Zweifel gestattet.

Der Faz hatte dunkle Locken und zwanzig Jahre — er selbst zählte deren siebenzig, und sein Haar war längst gebleicht. Aus diesen zwei Thatsachen ergab sich, seiner Meinung nach, ganz einfach, daß, wenn Faz einem Mädchen gut sei, man dieses Gefühl für Liebe, die Stimme seines alten abgenützten Herzens dagegen im besten Falle für Freundschaft anzusehen habe.

Da er jedoch das Bedürfnis fühlte, diese erschöpfende Erklärung auch anderen lebenden Wesen mitzuteilen, so wiederholte er seinem Freunde Pupp unzähligemal, die Grete habe ihm nur als Freundin nahe gestanden.

Und der Gimpel schien ihm alles auf sein ehrliches Gesicht hin zu glauben.

Am zweiten Sonntage packte den alten Mann plötzlich zur Stunde des Gottesdienstes eine unerklärliche Unruhe. Er wollte in die Kirche. Die Grete wurde heute zum letztenmale aufgeboten.

Da durfte er doch nicht fehlen!

Zwanzig Jahre mochte es her sein, daß er keine geweihte Schwelle mehr überschritten hatte.

Nicht, daß er ein vermessener Gottesleugner gewesen wäre. Im Gegenteil. Ein kindlich frommer Glaube beseelte ihn, ein Glaube, der in jeder Blume, die da sprießt, in jedem Vogel, der da singt, und in jeder fühlenden Menschenbrust die Allmacht des Schöpfers erkennt und achtet. Aber gerade dieses überfeine, reizbare Empfinden wurde ihm durch den gebräuchlichen Kultus gestört. Ein gutes Stück geistigen Hochmutes steckte eben in dem alten

Einsiedler, der keinem andern Manne das Recht zugestehen wollte, dem Schöpfer näher zu stehen als er selbst.

Der Gottesdienst nahte bereits seinem Ende, als Hans die Kirche betrat.

In der letzten Bank, von dem eigentlichen Schiffe durch ein mächtiges, verschnörkeltes Eisengitter getrennt, nahm er Platz.

Ueber ihm, auf dem Chore, sangen sie mit näselnder Stimme einen Choral. Wallende Weihrauchwolken umwoben den Altar, sodaß er nur wie durch einen Schleier den zelebrierenden Priester gewahr wurde. Durch die weitgeöffnete Thür drang die warme Frühlingsluft der sonnengebadeten Landschaft herein, während im hohen Innenraum der Kirche ein frostiger Rest der Winterkälte sich bemerkbar machte. Die langen Reihen der Bänke vor ihm waren mit einer dunklen, andächtigen Menge besetzt.

Vorn, in einem der ersten angestammten Stühle, kniete die Grete. Das neue, schwarzseidene Kopftuch vermochte kaum die Fülle des Haares zu bergen, das sie wieder auf der Stirn in glatten Scheiteln trug. Neben ihr stand aufrecht in seiner ganzen blühenden Jugendpracht der schwarze Faz, und daneben saßen die beiden Eltern mit ihren gutmütigen, abgestumpften Gesichtern.

Das also war die Umgebung, in der sich das Leben der Grete in Zukunft abspinnen würde!

Genau, aber ohne Bitterkeit betrachtete Hans die Leute, um deretwillen sie ihn verlassen hatte.

Er konnte sich nicht verhehlen, daß eine große, un-

überbrückbare Kluft zwischen ihm und jenen lag. Und daher hatten sie ganz recht gethan, als sie ihm das Kind gleich von der Seite rissen.

Die einsame, beschauliche Säge hatte so wenig gemein mit diesen Menschen der gesunden, ehrlichen Arbeit und des ehrlichen, hausbackenen Genusses.

Er konnte diesen Menschen nicht zürnen!

Es wurde ihm seltsam weich ums Herz.

Er dachte zurück — weit zurück.

Wie auch er — ein blondlockiger Knabe — an der Seite der Mutter im Kirchenstuhle gekniet in der Gemeinschaft der Gläubigen.

Dann war er in das Leben hinausgezogen und war ein scheuer, verbitterter Geselle geworden.

Er war es geworden — in der Gemeinschaft der Gläubigen! Und um Gott und sich selbst treu zu bleiben, war er aus ihr geflohen, ehe er den letzten Funken von Selbstachtung verloren. Ganz und rückhaltslos hatte er sich der einfachen Natur in die Arme geworfen. So war ihm der Friede geworden.

Dann, nach stillen, reichen Jahren war er der Grete begegnet.

Ihretwegen saß er nun in der Kirche.

Um ihr näher zu rücken, wollte er die Menschen wieder aufsuchen.

Aber plötzlich erkannte er — es war zu spät!

Sie konnten ihn nicht mehr verstehen — ebenso wenig wie der prassende Reiche die Freude des Armen, das

lallende Kind die Sprache des reifen Mannes zu verstehen vermag!

Was suchte er noch hier?

Oben auf dem Chore sangen sie die lauretanische Litanei. „Du Turm Davids, du elfenbeinernes Gefäß,“ beteten verständnislos die ungeschulten Stimmen.

Draußen auf dem Friedhofe zwitscherte ein Fink auf einem vergessenen Grabe.

Langsam erhob sich Hans und schritt dem Ausgange zu.

Keiner aus der Gemeinde hatte es bemerkt, wie er die Annäherung mit den Menschen gesucht.

Auf der Schwelle wandte er sich noch einmal um und warf, den alten Hut zwischen die dünnen, mageren Hände drückend, einen langen, liebevollen Blick über die singende Gemeinde nach der Grete hin, die mit ihrem neuen, seidenen Kopftuche so friedlich in der Gemeinschaft der Gläubigen kniete.

Dann trat er hinaus in die sonnenbeschienene Frühjahrslandschaft und pilgerte durch blühende Hecken und grünende Wiesen seiner stillen, weltfremden Klause zu.

*

Die letzte Woche verlief.

Von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde hatte der alte Hans gehofft, sein Schützling würde ihn noch einmal aufsuchen.

Des Morgens dachte er, am Abend, und am Abend, morgen wird sie kommen.

Aber die Grete kam nicht.

Der Hochzeitstag brach an.

Da sie ihn nicht eingeladen hatten, wollte der alte Hans nicht in die Kirche gehen. So sehr ihn diese völlige Uebergehung auch schmerzte, suchte er doch auch jetzt noch das „Kind" zu entschuldigen.

Als aber die Böllerschüsse, die den Einzug des Brautpaares verkündeten, dumpf von den Höhen bis in das stille Traumthal herüber tönten, da wurde es dem weltfremden Einsiedler doch weich und warm um das welke Herz.

Er trat vor das Haus und blickte, mit der mageren Hand die Augen beschattend, über das sonnenbeschienene Thal gegen St. Sieg.

Die blendende Helle that ihm weh. Er wischte mit dem großen blauen Taschentuche die feuchten Wimpern und kehrte in den Schuppen zurück. Dort setzte er sich auf einen Pflock und starrte vor sich hin.

Das Dunkel und die schattige Kühle erfrischten ihn.

Nur durch die breite Lücke des oberen Stockwerkes fiel ein heiterer, sonniger Strahl, in dem tausend kleine Körper ein wirbelndes Spiel trieben, in den finsteren Raum und beschien die mit lichten Hobelspähnen bestreute Erde. An jener Stelle hatte ihm die Grete ihre Liebe zu Faz gestanden.

Zur Mittagszeit saß der alte Hans noch immer auf seinem Platze und betrachtete das Spiel der Staubkörner im Lichtstrahl.

Die Sonne war längst gegen Westen fortgeschritten — aber Hans saß noch immer auf seinem Pflocke.

Eine tolle Begierde hatte ihn erfaßt, die Grete noch einmal zu sehen. Noch einmal, wie sie war, ehe sie das Weib eines andern geworden.

Im Dorfwirtshause war ja Tanz. Dahin konnte ein jeder gehen. Warum nicht er?

Entschlossen stand er auf und kletterte die steile Treppe zu seiner Wohnung hinauf. Den Tisch heute mittag zu decken, hatte er vergessen. Dafür versorgte er jetzt Pupp mit Hanfkörnern und frischem Wasser. Der Vogel war heute noch zutraulicher als sonst. Gerade als ob er es gewußt hätte, daß der Meister ein wenig Liebe benötige.

Hans nahm das Tier in beide Hände und küßte es zum Abschied auf das schwarze Köpfchen. Dann setzte er es wieder in seinen Bauer und schärfte ihm ein, sich während seiner Abwesenheit gut aufzuführen.

In der Schlafkammer legte er seine besten Kleider an, bürstete den Hut glatt und wollte sich auf den Weg machen.

Wie er aber durch den Arbeitsraum schritt, kroch die Miez mit hochgebogenem Schwanze hinter einem Haufen schadhafter Bretter hervor und miaute ihn kläglich an.

Aller Wahrscheinlichkeit nach war der Jagdzug diesmal schlecht ausgefallen, und das Kätzchen fühlte Hunger.

Willig kehrte Hans noch einmal zurück, trug die Miez in die Wohnung und wollte sie mit Nahrung versehen.

Aber da stellte sich heraus, daß nicht nur keine Milch im Hause war, sondern daß auch die verwahrloste Speisekammer nichts Eßbares barg.

Der alte Mann streichelte das Tier und versprach, in

Zukunft besser sorgen zu wollen. Mit behaglichem Schnurren schien die Katze ihrer Verzeihung Ausdruck zu geben, und so machte sich Hans ohne sonderliche Gewissensbisse auf den Weg.

Schon von weitem tönte ihm aus dem Dorfwirtshause der wüste Lärm und die schrille Musik entgegen.

Der im ersten Stockwerke liegende Tanzsaal war dicht gefüllt. Im Hintergrunde war eine Estrade für die Spielleute errichtet. Dicke Staub- und Tabakwolken schwängerten die Luft. Die Wände zierten in schweren Bogen lange Ketten aus grünem Reisig.

Als Hans den Saal betrat, wogte gerade der Tanz. Dem alten Mann schwindelte: das Johlen, Schreien, Lachen und die hundert kernigen Gestalten, die sich im wilden Reigen drehten!

Halb eingeschüchtert, halb erschöpft sank er auf eine Bank dicht neben der Thür.

Sein Auge suchte im lärmenden Gewühle ziemlich hilflos nach der einen Gestalt, um deretwillen er sich abermals unter die frohen Menschen gewagt hatte.

Aber es war ihm unmöglich, sie in diesem Knäuel sich schiebender und drängender Körper zu entdecken.

Da verstummte die Musik.

Alles eilte zu den Tischen und zu den halb geleerten Bierkrügen. Die Bänke rings umher füllten sich rasch.

Die Mädchen, auf den Arm ihrer Burschen gestützt, ihnen fast an der Brust liegend, mit begehrlichen Augen. Die Männer mit erhitzten, schwitzenden Gesichtern, etwas

ungelenkig, die arbeitssteifen Glieder in die unschöne Sonntagskleidung gepreßt. All diesen erregten Körpern entströmte ein gesunder, lebenskräftiger Duft und die helle Freude am Dasein.

Wie sie des alten Mannes ansichtig wurden, der sich mit seiner violetten Sammetweste und seinen weißen Haaren seltsam genug in dieser Umgebung ausnehmen mochte, verstummten sie einen Augenblick. Dann aber brach das Hallo erneut und mit doppelter Gewalt los.

Man begrüßte ihn mit allerlei Scherzworten, die vielleicht oft recht derb klangen, aber sicherlich nicht wirklich böse gemeint waren. Das bewiesen die vielen schwieligen Hände, die sich ihm im Freudentaumel, dem alten Vorurteile zum Trotz, entgegenstreckten.

Aber auf das alles achtete Hans nicht.

Er starrte wie versteinert nur auf einen Punkt.

Dort stand die Grete, in der Mitte des Saales, in ihrem schönsten Staate an der Seite des schwarzen Faz, den Kopf liebebedürftig an seine breite Schulter gelehnt.

Um den Hals trug sie einen großen silbernen Bauernschmuck, wahrscheinlich ein erbliches Stück in der Familie ihres Mannes.

Die dünne Goldkette, die einst die Mutter des alten Freundes getragen, hatte sie achtlos abgelegt.

Die lauten Reden rissen das Mädchen aus ihren verliebten Träumereien. Sie blickte auf, und ihre Augen begegneten gerade denen des alten Hans. Mit einer plötzlichen, halbausgeführten Bewegung riß sie sich von ihrem Bräu-

tigam los und wollte auf den Freund zuschreiten. Kaum war sie aber einige Schritte weit gekommen, da erscholl die tiefe Stimme des schwarzen Faz hinter ihr: „Hier bleibst! Laß den Narren laufen!“

Sie blieb zögernd stehen und wagte schüchtern einzuwenden: „Geh, warum denn, Faz?“

„Ich duld's einmal nicht!“ trotzte der Bursche.

Die Grete zauderte noch einen Augenblick — aber auch nur einen Augenblick — dann kehrte sie dem alten Freunde den Rücken.

In Hans wallte der Zorn auf. Ein schneidendes Weh durchzuckte ihn. Seine Augen flackerten wild auf, seine Hände ballten sich zur Faust. Zum Glücke setzte gerade die Musik wieder ein.

Ein Rücken der Stühle, ein Schieben und Drängen. Gleich darauf bewegten sich die Paare wieder im Kreise.

Keiner kümmerte sich mehr um Hans. Er blieb allein mit seinem Schmerze und seiner Enttäuschung.

Langsam erhob er sich und richtete sich zu seiner ganzen Größe auf. Ohne die Tanzenden auch nur noch eines Blickes zu würdigen, schritt er zur Thüre und anscheinend ruhig die Treppe hinab.

Unten im weiten Flure begegnete er einigen Burschen, die sich eben anschickten, in den Tanzsaal zurückzukehren.

Mit flackernden Augen und lallenden Naturlauten schrieen sie, halbtrunken vor Vergnügen, dem Alten zu: „Heut is a Hetz — o, Du mein Lieber — was?“ Damit wankten sie vorbei.

Im allgemeinen Freudentaumel gewahrten sie gar nicht die trostlose Einsamkeit, die um den alten Hans lagerte. Sie hielten ihn für einen der Ihren, die sich da freuen und genießen.

Um die schmalen, bartlosen Lippen des Einsiedlers zuckte ein irres Lächeln. Er nickte ihnen zu und suchte den Ausgang zu erreichen.

Dann schritt er vorwärts — vorwärts.

Nicht in die Richtung gegen die Säge, sondern gerade aus in den Wald hinein.

Er rastete nicht, ehe er seine Waldwiese erreicht hatte.

Es war spät geworden. Schon lagen die ersten Abendschatten über den Kronen der Bäume, und der westliche Himmel zeigte eine rötliche Färbung.

Hans kauerte sich vor seiner Hütte auf die Erde und starrte still vor sich hin.

Um ihn her war es öde und tot.

Er versuchte seine Lage zu überdenken und Ordnung in seine Gedanken zu bringen. Aber das Weh zerrte so bleischwer an seiner Seele, daß er nicht einmal mehr vermochte, den Grund seines Schmerzes klar zu legen. Er wußte nur das eine, daß er leiden mußte — leiden!

Er hätte es nicht für möglich gehalten, daß sich seine alte Seele so leidenschaftlich aufbäumen könnte.

Und da ließ es sich nicht länger verhehlen, daß er die Grete liebe!

Darüber war er sich jetzt plötzlich klar.

Und das — das war das Entsetzlichste!

Denn seine Liebe erschien ihm als Unnatur!

Er, der siebenzigjährige Greis, und sie, die blühende Jungfrau.

„O, mein Gott! O, mein Gott!"

Stöhnend vergrub er das Gesicht in den Händen.

Dann sprang er auf. Er kannte nur noch einen Wunsch und eine Sehnsucht, sich irgendwo zu vergraben, wo kein Licht und keine Sonne hin schien.

Mit wankenden Schritten eilte er dem Waldsaume zu.

Dort war es dunkel, einsam, lauschig.

Nur sich verbergen, still liegen im hohen, verschwiegenen Farnkraut und sterben!

Aber als er die ersten Bäume erreicht hatte, klang plötzlich klar, hell und verheißend das Lied einer Nachtigall gegen den wolkenlosen, azurnen Himmel.

Wie von einer Zauberkraft gebannt, blieb er stehen und lauschte den süßen Tönen.

Es war nicht die Zeit, in der die Nachtigallen zu schlagen pflegen. Aber die kleine Sängerin kehrte sich nicht daran. Unverdrossen sang sie ihr Lied, das deshalb nicht weniger schön klang.

Der alte Hans lauschte und lauschte.

Plötzlich lehnte er den weißen Kopf gegen den knorrigen Stamm einer Tanne, umklammerte den Baum mit beiden Armen und weinte — weinte.

Die Nachtigall oben in den Lüften trillerte ihr Lied weiter, und im Grase zirpte vergnügt eine kluge Grille.

Die Thränen des alten Mannes rieselten lange durch die zersprungene Rinde des Baumes und versiegten dort.

Dann aber ermannte er sich.

Er trocknete sich zuerst die Wange und fing leise an, zuerst noch mit zuckenden Lippen, allmählich jedoch mit vollendeter Kunst, eines seiner wunderbaren Lieder zu pfeifen.

Und während er pfiff ward es klar und still in ihm.

Aus den Tiefen des Forstes, aus den Höhen der Luft zwitscherten ihm die Vögel ihre Grüße zu.

Da erkannte er, daß er nicht uneins mit der Natur, wenn sein welkes Herz für ein anderes schlug, und daß es vor der Allmacht keinen Unterschied giebt zwischen schwarzen Locken und weißen Haaren.

Wer durfte ihm wehren, zu lieben?

Wer durfte sich erkühnen, den Schlag seines Herzens regeln zu wollen?

Was in seiner Brust an Freud und Leid, an Haß und Zärtlichkeit verborgen lag — das war sein Eigentum, seine Welt, in der er Herrscher war!

Er ganz allein!

Ein Spruch, den er irgendwo gelesen, kam ihm in den Sinn.

„Und wenn ich dich liebe — was geht es dich an!"

Erst heute verstand er den tiefen Sinn dieser Worte.

Erleichtert und gefaßt schritt er seinem Heim zu.

Es war fast ganz dunkel, als er die Hubertussäge erreichte.

Das alte Leben würde wieder beginnen, Ruhe, Friede

und Selbstgenügsamkeit zurückkehren. Pupp sollte sich nicht mehr über Treulosigkeit von seiten seines alten Herrn zu beklagen haben.

Fast heiter klomm er die steile Treppe hinauf und eilte durch den Arbeitsraum.

Ein tolles Verlangen erfaßte ihn, bei seinem Eintritt in die Stube begrüßt zu werden.

Vor der Thüre blieb er stehen und rief schmeichelnd nach Pupp.

Er rief mehrmals — aber alles blieb still.

Er pfiff einige schmelzende Locktöne — Pupp antwortete nicht.

Hans öffnete die Thür.

Das erste, was sein Auge gewahrte, war eine kleine, formlose Masse auf der Diele.

Und wie er näher hinblickte — wankte er entsetzt gegen den Pfosten der Thüre.

Es war die zerfetzte, blutende Leiche des Gimpels.

Die weiße Miez lag auf dem Sofa und schnurrte behaglich vor sich hin.

Mit einem wilden Schrei wollte sich Hans auf die Mörderin stürzen und sie töten.

Aber da fiel ihm ein, daß das Tier Hunger gelitten und nur seinem Naturtriebe gefolgt war.

Seine Gefühle für Grete waren allmählich in wilde Liebe ausgeartet.

Und schließlich hatte die Katze aus Hunger den Gimpel gefressen.

Die höchsten und die niedrigsten Instinkte des Lebens — das sind eben die Grenzen der Freundschaft.

Das war ja alles so natürlich! So grauenhaft natürlich! Dieser Gedanke schwirrte dem alten Hans durch den Kopf.

Maßloser Ekel erfaßte ihn vor dem Natürlichen, das so viel Gemeines in sich barg.

Wie, wenn sie doch recht daran thäten, das Ursprüngliche so lange mit Flittergold und bunten Bändern zu behängen, bis ein schwerfälliges Götzenbild daraus geworden?

Sein Pupp, sein armer Pupp, eine zerfetzte, blutende Leiche! Das einzige, was ihm von der sonnigen, lichtflutenden Welt geblieben war — zerrissen, zerfetzt, verstümmelt!

Und im Uebermaß seines Schmerzes schlug er die langen, mageren Hände vor das alte Gesicht und schritt langsam und schluchzend in den dunklen Arbeitsraum zurück.

Er konnte nicht länger in der Kammer weilen, die so viel Trauer und Enttäuschung barg.

Er konnte nicht — er konnte nicht!

Im großen Arbeitsraume herrschte tiefe Stille. Die ersten Strahlen des Mondes lugten neugierig mit ihren fahlen, blassen Gesichtern durch die niederen Fenster.

Der alte Hans schritt immer vorwärts — die Hände vor das Gesicht geschlagen, die Brust vom Schluchzen zerwühlt.

Da stieß sein Fuß gegen ein Hindernis.

Es war der Treibriemen der Maschine.

Er achtete nicht darauf.

Noch einen Schritt weiter — und er stürzte durch die

Luke — in die Tiefe — gerade auf die Stelle, auf der ihm die Grete ihre Liebe zum schwarzen Faz gestanden!

Ein dumpfer Fall.

Ein kurzes Aechzen.

— Lautlose Stille und tiefer Frieden! —

In ihrem jungen Liebesglücke hatte Grete den Freund nicht übermäßig lang betrauert. Auch sonst fragte keiner nach dem menschenscheuen, weltfremden Einsiedler. Nur die Vögel im Walde trauerten ehrlich um den einen, der ihre Sprache verstanden.

Druck von Robert Noske in Borna.

NON SIBI SED MUNDO